



**Erinnerungen an meine Schulzeit am
Ernst-Abbe-Gymnasium
1961-1966**

Auf ein Wort vor den Worten

Liebe Mitschüler(innen),

das Klassentreffen im Juli 2014 auf dem Sonnenberg im Harz war für mich Anstoß, etwas gründlicher über unsere gemeinsame Schulzeit am Ernst-Abbe-Gymnasium (damals „Oberschule Wissenschaftlichen Zweiges“ – abgekürzt „3. OWZ“) zu Berlin-Neukölln nachzudenken. Ich nahm mir vor, für unser Klassentreffen zum 50-jährigen Abiturjubiläum (unser Abitur hieß damals noch „Reifeprüfung“) mal alle Erinnerungen zusammenzufassen. Mit einigem Erstaunen musste ich feststellen, dass ich erhebliche Erinnerungslücken hatte. Aber beim Betrachten meines „Zeugnis der Reife“, auf dem sich die Unterschriften aller Lehrer(innen) befinden, die mich in XIII unterrichteten, tauchten doch wieder Bilder aus der Schulzeit vor meinem geistigen Auge auf. Gesichter, Stimmen, Kleidung und Auftreten der mich unterrichtenden Pädagogen wurden immer deutlicher und der Geruch des Bodenreinigungsmittels stieg mir in die Nase. Für einige unserer Lehrer(innen) entwickelten sich sehr intensive Bilder, für andere waren sie blass und verschwommen. Gleichzeitig beschlich mich der Zweifel, ob mich meine Erinnerungen nicht täuschten und mir nach so vielen Jahren ein X für ein U vormachten. Eine Kontrollinstanz gibt es nicht: Ich habe damals kein Tagebuch geführt!

Dennoch setzte ich mich an den Schreibtisch (Verzeihung: an den Rechner) und tippte spontan drauf los, was mir so zu meiner und unserer Schulzeit einfiel. Mir ist bewusst, dass die folgenden Darstellungen außerordentlich subjektiv, von der zeitlichen Distanz verklärt und wahrscheinlich zum Teil falsch sind. Somit wird jeder von euch, der die Texte liest, in meinen Darstellungen seine eigenen Erfahrungen annähernd richtig widergespiegelt finden oder sogar das ganze Gegenteil „erlebt“ haben. Denn ich glaube, die allermeisten von uns haben auch keine Tagebücher geschrieben und leben von der Erinnerung „aus dem Bauch“. Mein Ziel ist es, euch zu animieren und /oder zu motivieren, in euren Erinnerungen zu kramen und euch an eure Schulzeit auf dem Ernst-Abbe-Gymnasium zu erinnern. Ich bin ganz sicher, euch fällt das eine oder andere wieder ein. Ob aber eure Erinnerungen sich mit dem decken, was **ich** glaube erlebt zu haben, scheint mir fraglich. –



Ich -1966

Jeder hat seine Sicht auf die handelnden Personen (Mitschüler(innen), Lehrer(innen)) und die Atmosphäre des Schulgebäudes in der Sonnenallee 79.

Weil es keine Tagebuchaufzeichnungen gibt, habe ich die verschiedenen Personen und Situationen romanhaft angereichert. Sollte sich jemand von euch ungerecht behandelt fühlen, so bitte ich um Nachsicht. Ihr könnt euch bei mir beschweren oder die Darstellung korrigieren, aber bitte klagt mich nicht des Rufmords an!

Denn es sind meine ganz subjektiven Erinnerungen.

Diese Brille ist heute schon wieder sehr modern!

Lingua Latina

„Salvete discipuli!“ Noch bevor diese Begrüßung ertönte, breitete sich während des Eintretens unseres Lateinlehrers durchdringender Zigarrengeruch im Klassenraum aus. Den mächtigen Körper in Anzug mit weißem Hemd und Krawatte sowie Weste, das fast schwarze Haar glatt nach hinten gekämmt mit den Anzeichen starken Bartwuchses im Gesicht und dem Lateinbuch samt Kunzes Kalender in der Hand – dem grün gebundenen Kalender des Philologenverbandes, der ihm als Notizbuch für unsere Leistungen diente – stand er dann wie Jupiter vor uns, groß, mächtig und vor allem anscheinend allwissend. – **„Salve magister!“** kam die Antwort im Chor von uns. **„Considite!“**

Mit mehr oder weniger lautem Stühleschurren setzten wir uns hin und wussten nicht, was uns erwartete. **„Wir beginnen heute mit der Lektüre von Cäsars Aufzeichnungen über seinen Feldzug gegen die Gallier. De bello Gallico. Die Lage des römischen Reiches war um das Jahr 52 p. Chr. n....“**

In diesem Moment zerfiel wie auf ein geheimes Kommando hin die Aufmerksamkeit der Klasse und löste sich in unterschiedliche Interessen und Aktivitäten auf. Nur die „Geschichtler“ lauschten allerdings weiterhin gespannt den Ausführungen des Lehrers, der wohl wegen seiner stattlichen an südländische Adlige erinnernde Erscheinung von uns insgeheim Don S. genannt wurde. Die beiden Mädchen in der Klasse, die sich in Temperament und Charakter deutlich unterschieden, taten zwar so, als lauschten sie interessiert ihrem Lateinlehrer, aber in ihren Augen spiegelte sich, woran sie gerade dachten. Angelika prüfte gerade vor ihrem geistigen Auge, welcher Lippenstift besser zu ihr passen könnte und welche kunstvolle Frisur geeignet wäre, sie etwas größer erscheinen zu lassen als sie wirklich war. Tatsächlich, Angelika war klein. Und die Hoffnung, noch zu wachsen, war wie bei uns allen, denn wir saßen in der Klasse XIII und warteten auf das Abitur, äußerst gering. Wie dem auch sei, die Gedanken Angelikas schweiften weit ab von der römischen Antike und verloren sich in den kosmetischen und kleidungstechnischen Problemen einer angehenden Abiturientin.

Völlig anderes konnte man in der Miene Irenes lesen. Sie verfügte über die Gabe, zuhören und das Gehörte verarbeiten zu können, während sie gleichzeitig an die anstehende Mathematiklausur dachte. Nicht dass Irene nicht völlig unromantisch war, aber ihr lagen die praktischen, nützlichen und das Leben strukturierenden Dinge näher. Was war in der Lateinstunde wichtig? – Man sollte am Ende wissen, was Don S. über die Römer erzählt hat! Was aber war an diesem Tage wichtiger? Richtig, die Mathematiklausur, von deren Ergebnis die Vorzensur für das Abitur in Mathe abhing. Also dachte sie an Integral- und Differentialrechnung und ein leichtes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als ihr einfiel, dass sie versprochen hatte, Reinhard bei der Aussprache des englischen Wortes „king“ etwas Nachhilfe zu geben. Bei ihm klang das Wort so, als zerbreche ein dürrer Ast: kinck!

Und die Jungen, was trieben die so, während vom Lehrtisch her die historischen Daten des Gallischen Krieges herübertönten? Wollte, der eigentlich Wolfgang hieß und nur so gerufen wurde, weil ein weiterer Mitschüler Wolfgang hieß, den wir aber Sette nannten, weil man schließlich die beiden unterscheiden musste. Welch eine Logik! Übrigens mit den beiden Hans-Joachims ging das genauso: Henne der eine und Fieti der andere. Man solle nicht glauben, dass wir nicht kreativ waren. **Henne** und Arno, genannt Atze, widmeten sich dem Austausch neuester Nachrichten aus der Fußballwelt. Fußball war übrigens eine

Sportart, die von den meisten Jungen unserer Klasse präferiert wurde, obwohl keiner, glaube ich, es in eine Mannschaft der 1. Bundesliga geschafft hat.

„Peter, beginnen Sie mit dem Vorlesen des ersten Satzes aus „De bello Gallico.“

Aufgeschreckt aus seinen Träumen vom Fliegen, zuckte Pluto, Verzeihung Peter, zusammen, ruckelte sich auf seinem Stuhl zurecht, räusperte sich und fragte zurück: **„Ich soll also den ganzen ersten Satz lesen?“** Das klang, als könne er es gar nicht glauben und er empfinde das Ansinnen des Lateinlehrers als eine Zumutung. Die kurze Antwort hieß: **„Sie sollen.“**

„Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua celtae, nostra Galli appellantur.“

Peter schnaufte hörbar und war sichtlich froh, den Satz ohne größere Versprecher hinter sich gebracht zu haben. **„Angelika, extemporieren Sie!“**, kam nicht unfreundlich, aber bestimmt und keinen Widerspruch duldend, die Aufforderung zur Übersetzung. Die so Angesprochene rückte ihre Brille zurecht, beugte sich über den Text und zögerte kurz, bis sie begann.

„Gallien ist ganz geteilt in Teile drei...“, an dieser Stelle blickte sie unsicher fragend den Lehrer an. Don S., der inzwischen seinen grünen Philologenkalender aufgeschlagen und die Liste der Namen unserer Klasse herausgesucht hatte, bemerkte die Pause im Übersetzungsfluss, schaute vom Kalender hoch, sah die Schülerin einen Moment verständnislos an und sagte dann mit einem leicht spöttischen Unterton in der Stimme: **„Sie sollen übersetzen, ins Deutsche.“** Angelika wurde rot, Angst, Wut und Scham stiegen in ihr auf und vermengten sich zu einem Gefühlschaos, das sich in einem deutlichen Schlucken äußerte und in einem leichten Anflug von Tränenflüssigkeit in den Augen einen Ausweg zu finden suchte. Aber die Explosion blieb aus. Angelika begann mit zittriger Stimme die Übersetzung noch einmal: **„Ganz Gallien ist in drei Teile geteilt, deren einen bewohnen die Belgier, den anderen die Aquitanier, den dritten die in der eigenen Sprache Kelten, in unserer Gallier heißen.“** Als sie geendet hatte, blieb der Kopf gesenkt, die Anspannung hatte sie offenbar so viel Kraft gekostet, dass sie völlig in sich zusammengesunken war und nun noch kleiner als sonst erschien. Sie zog ein Taschentuch hervor und schnäuzte sich leise, oder war es doch ein kleines Schluchzen? **„Alle sieben Jahre blüht sie einmal, die Aloe“**, kam es aus dem Munde von Don S., der mit einem winzigen Bleistiftstummel eine Notiz in seinen Kalender machte. War das nun ein Lob oder Spott oder vernichtende Kritik? Wer unseren Lateinlehrer kannte, und wir kannten ihn über die Jahre nur zu gut, wusste, dass er mit der Leistung durchaus zufrieden war. Ganz im Gegensatz zu einer Bemerkung wie: **„Und „et“ heißt „und“**, die er gelegentlich bei der Aufsicht in Klausuren anwandte, wenn er auf- und abwandelnd hinter einem Schüler stehen blieb, auf dessen leeres Klausurpapier schaute und die Nöte des Übersetzenden bemerkte. Er begleitete den Spruch mit einer Art bellendem Lachen. Don S. war mit Sicherheit kein Pestalozzi, aber er war eine Persönlichkeit, eine Autorität, ein Typus, ein Original. Das war für uns Schüler mitunter problematisch, weil wir uns gequält fühlten, was andererseits aber auch dazu führte, dass wir gefordert wurden, uns mit der Person und der Sache Lingua Latina zu beschäftigen. Mit anderen Worten ein solches Lehrer-Original prägte uns. Ein Ergebnis dieser Prägung ist die Tatsache,



dass er fünfzig Jahre nach dem Abitur in unserer Erinnerung – vielleicht vergoldet durch die zeitliche Distanz – weiterlebt, was wir als Ehre verstanden wissen wollen, denn nicht jeder Lehrer oder jede Lehrerin blieb in der Erinnerung so lebendig.

Inzwischen war die Lateinstunde schon weit fortgeschritten und der erste Absatz gelesen und mit unterschiedlich großem Erfolg von uns übersetzt. Don S. hatte seinen Kalender zusammengeklappt, sich an den Lehrertisch gesetzt, schaute uns mit einem breiten Grinsen an, das in uns eine Mischung aus Wohlbehagen und Entsetzen entstehen ließ, denn wir wussten nur zu gut, dass er für uns noch eine Überraschung ausgeheckt hatte. Die Vorfreude auf unsere verblüfften Gesichter zauberte also dieses eigentümliche Grinsen in sein sonst ernstes Gesicht. Wir hielten den Atem an. Mit umfangreicher Lektüre hatten wir bisher keine Erfahrung. Immer nutzten wir das Lehrbuch, in dem alles gut portioniert in überschaubaren Lektionen eingeteilt war. Und immer klang es dann am Ende einer Stunde etwa so: **„Lektion 14, a-d zur nächsten Stunde vorbereiten!“** Für uns hieß das, wir mussten zu Hause eine Übersetzung unter Zuhilfenahme der im Anhang des Lehrbuches aufgeführten Vokabeln zurechtzimmern, häufig mündlich, gelegentlich auch schriftlich. Mündlich hatte den Vorteil, dass man in der Klasse vorher herumfragen konnte, wie „es denn die anderen haben“ und dann auswählen, ob man seine eigene Übersetzung anbietet oder aber doch besser die von Irene, auf deren Fleiß und Präzision Verlass war. Schriftlich war schon schwieriger, denn man hatte oft nicht die Zeit, vor der Lateinstunde bei jemanden abzuschreiben. Wenn es doch mal gelungen war, in der Pause oder vor Schulbeginn eine solche Abschrift hinzubekommen, war die Handschrift entsprechend unsauber. Don S. hatte auch hier das Talent, solche aus der Not geborenen „Hausaufgaben“ zu erkennen und entsprechend zu behandeln. **„Na, bei wem haben Sie das abgeschrieben? Bei Herrn F. oder bei Fr. G.?“** **„Das habe ich heute Morgen in der U-Bahn geschrieben.“** **„Ach so, Herr F. geben Sie mir doch mal Ihre Hausaufgabe her. – Äh – von wegen U-Bahn, und wieso fehlt bei Ihnen die Übersetzung des Ausdrucks „eunt in patriam? Ganz so wie bei Herrn F?“** Damit war alles Leugnen sinnlos, jeder weitere Versuch sich herauszureden, würde die Stimmung Jupiters nur noch mehr verdüstern. Und niemand von uns wagte es, einen wirklichen Zornesausbruch bei Don S. zu provozieren. Er konnte einen zerschmettern, vernichten – auf (gefühl) immer. Sein „Äh“ klang immer kurz und knackig und es schwangen auch immer sowohl Freude über seine erfolgreiche Detektivarbeit als auch Trauer über die Tatsache, dass man ihn betrügen wollte, in der Stimme mit.

In die erwartungsvolle Stille, die Don S.' Grinsen begleitete, sprach er nach einer spannungssteigernden Pause: **„Zur nächsten Stunde lernen Sie den ersten Satz aus dem 1. Kap. von Cäsars „De bello Gallico“ auswendig.“** – Es traf uns wie ein Blitz. Damit hatte niemand gerechnet. Ein längeres Textstück vorbereiten, die politischen und militärischen Rahmenbedingungen rekapitulieren und vortragen zu können oder – was besonders schwer war – einen Kurzkommentar in Latein schreiben, alles hatten wir erwartet, nur das nicht. Die Schulglocke schrillte, Don S. stand triumphierend auf und schritt heiter lächelnd aus dem Klassenraum. Ein Lehrer mit einer diebischen Freude, seine Schüler verblüfft zu haben.

Latein, diese sog. Tote Sprache, konnte Don S. dadurch lebendig werden lassen, dass er in der Lektüre vorkommende Ereignisse aus der röm. Geschichte mit der Gegenwart zu verknüpfen suchte. Machtkämpfe, Steuerhinterziehung, Meuchelmord, Betrug, Verleumdung, Vertragsbruch usw. waren im röm. Reich an der Tagesordnung und oft gelang ihm zu unserer Überraschung die Verknüpfung

mit der Gegenwart. Plötzlich war in der Lateinstunde Politik Gegenstand der Erörterung. Und wenn Don S. dann merkte, dass er unseren Horizont erweitert hatte, begleitete er das mit dem Satz: „**Alles schon mal dagewesen, wie Ben Akiba sagt.**“ Kaum einer von uns wusste, wer Ben Akiba war, und vermutlich noch weniger fühlten sich dazu aufgerufen, mal zu recherchieren, was es mit dem Mann auf sich hat. Wir nahmen ihn für eine philosophische Instanz, von der wir lernten, dass man sich ja nicht einbilden sollte, dass es im politischen Leben etwas gäbe, was neu sei. Don S. rückte damit Latein aus einer 2000 jährigen Entfernung in unsere Gegenwart. Auch in dieser Hinsicht war er ein Original. Natürlich war in der Pause die Aufregung groß, wir fragten uns, wozu wir das auswendig lernen sollten. Müssten wir etwa das ganze Kapitel, wohlmöglich den ganzen Cäsar auswendig lernen? Ein möglicher Nutzen fiel uns nicht ein. Also wieder so eine Schikane von Don S. genauso wie diese endlosen Kämpfe um den A.C.I. oder den Unterschied zwischen Gerundium und Gerundivum. Alles Quatsch und alles unnötiger Ballast.

Aber heute, fünfzig Jahre danach, stellen wir fest, dass wir mal bewusster mal unbewusster vom Lateinunterricht profitiert haben. Wir verwechseln im alltäglichen Sprachgebrauch nicht „extrem“ mit „extern“, „Inkompetenz“ mit „Inkontinenz“ oder „Plenum“ mit „Planum“ oder „legal“ mit „legitim“. Schließlich wurden Grundlagen für unser Verständnis historischer Entwicklungen auch im Lateinunterricht geschaffen, die wir heute wie selbstverständlich nutzen.

(Für ganz Neugierige und noch heute Unwissende: Ben Akiba lebte 55 – 135 nach Chr., war Rabbi. Ob er tatsächlich den Satz gesagt / geschrieben hat, ist nicht nachweisbar. Karl Gutzkow (Dramatiker, Anfang 19. Jh.) hat einer seiner Dramenfiguren diesen Spruch in den Mund gelegt.

In „Prediger Salomo“ 1,9 -10 findet man allerdings den Gedanken formuliert.)

Weitere Gedankensplitter zu unserem Lateinlehrer:

Irgendwo im Lateinbuch stand: **Ubi bene ibi patria.**“ Der unbedarfte Lateinschüler las: „Ubi beene ibi patria.“ Kommentar von Don S.: **„Beene gibt’s am Ku’damm.“**

Latein ging aber auch anders. Lahm, langweilig, stumpfsinnig, Seite für Seite im Lehrbuch, Lektion für Lektion mit einer Lehrerin, die das Temperament einer Schlaftablette hatte. Klassenraum betreten, am Lehrertisch Platz nehmen, Buch aufschlagen, vorlesen, übersetzen, vorlesen, übersetzen, vorlesen, übersetzen, Wort für Wort, Satz für Satz. Man könnte meinen, diese Lehrerin sei alt und ausgebrannt, von Generationen unwilliger Schüler in die Apathie getrieben. Nichts da, stämmiger Körperbau, burschikoser Gang, Alter so um die 40 geschätzt. Frau B. – ich meine mich erinnern zu können, dass sie später noch ihren Namen geändert hat, also geheiratet wurde bzw. geheiratet hat und dann Frau S. hieß – hatte eine Lieblingsbeschäftigung, der sie mit Hingabe während der Stunde nachging. Sie trug nämlich eine für Frauen auffällig große Uhr mit Metallarmband. Während wir zwischen Vorlesen und Übersetzen wechselten, drehte sie ständig diese Uhr um ihr Handgelenk oder schnappte den Verschluss nervöse auf und zu. Ob dieses Auf- und Zuschnappen Ausdruck einer inneren Empörung über unsere zum Teil schwachen Lateinleistungen war, wage ich aus heutiger Sicht nicht zu behaupten, weil sie selbst bei der Rückgabe katastrophal ausgefallener Klassenarbeiten stets emotional unbeteiligt, um nicht zu sagen kaltherzig, blieb. Damals, so glaube ich, schien zwischen dem nervösen Auf- und Zuklappen des Armbandes und unseren Leistungen eine Korrelation zu bestehen. Frau B. resp. S. hat uns also nichts gegeben, weder einen Zugang zur Sprache Latein noch als Mensch. Sie blieb als eine Art Seifenblase in unserer Erinnerung hängen, die, wenn man sich erinnern will, in Nullkommanichts zerplatzt.



Klasse IX 1961/62
nach dem Probehalbjahr



Jugendherberge in St. Andreasberg (XII, 1964)

Deutsch:

Schüler(innen) als Dichter und Denker

Durch die hohen, leicht geöffneten Fenster drang leise das frühnachmittägliche Schilpen der Spatzen in den Kastanienbäumen, die den Schulhof auf einer Seite säumten, in den Klassenraum, nur gelegentlich übertönt vom Gurren der Tauben, die auf den Dächern der den Hof umgebenden Häuser saßen. Gut zwanzig Schülerinnen und Schüler saßen je zu zweit an einem Tisch. Die Tische standen in drei Reihen zu je acht auf die Tafel ausgerichtet. Da die Fensterfront nach Norden ausgerichtet war, fiel nur ein schwacher Abglanz des sommerlichen Lichts in den Klassenraum. Aber die letzten Tage waren sehr heiß und die Hitze hatte sich nun auch in den eigentlich kühlen, schattigen Raum vorgearbeitet. Sie stand dort unbeweglich wie in einem Backofen. Die Klasse machte einen schläfrigen Eindruck. Alle Schüler schwitzen leise vor sich hin. Die Jungen träumten überwiegend vom Columbia-Freibad und dem kühlen Nass im Sportbecken. Von den Mädchen, die aus irgendeinem Grunde deutlich in der Minderzahl waren, sehnte sich die Mehrheit nach einem ruhigen, schattigen Plätzchen in einem Park oder Garten, um dort lesen oder träumen zu können.

Ete L. rutschte auf seinem Stuhl unruhig hin und her. Alles an ihm war immer irgendwie in Bewegung und wenn er sprach, sprudelten die Wörter und Sätze in einer Geschwindigkeit aus seinem Mund, dass man Mühe hatte, sie voneinander zu trennen und zu sinnvollen Einheiten zusammenzufügen. Wie-ein-unendlicher-fluss-immer-neuer-verben-adjektive-substantive-personalpronomen quollen sie aus seinem Mund und wurden, wenn es sich um einen „S“-Laut handelte durch ein leises Anstoßen der Zunge an die Schneidezähne zu einem Lispellaut, der dem Ganzen das Gepräge einer zischelnden Schlange gab. Ete also war ein Unruheherd in der ansonsten schläfrigen Stimmung. Die Deutschlehrerin hatte uns nämlich aufgefordert in Stillarbeit den nächsten Abschnitt in Friedrich Schillers **„Verbrecher aus verlorener Ehre“** zu lesen. Sie stand, um überwachen zu können, dass auch alle ordnungsgemäß lasen, neben dem Lehrertisch, das Reclam-Heft aufgeschlagen in der linken Hand, in der rechten einen Bleistift haltend. Frau Sch., von uns als ältlich vielleicht auch als alt eingeschätzt, war Ende vierzig, hoch gewachsen, mit dunklem strähmig-lockigem Haar, das ihr bis fast auf die Schultern reichte. Sie trug Mittelscheitel. Die Wangenknochen traten in dem großflächigen Gesicht ein bisschen hervor. Auch ihre Zähne waren etwas ungeordnet, sodass man wohl mit Fug und Recht behaupten konnte, dass Gott ihr den Weg zur Modelkarriere verdorben hatte. Dieser Umstand schien sie aber nicht weiter zu stören, denn sie war mit Herz und Seele Lehrerin. Für uns Jungen legte sie bedauerlicherweise auch keinen größeren Wert auf modische Kleidung. Alles was sie trug, war funktional (jedenfalls ihrer Meinung nach). Deshalb bestand ihr Outfit, wie man heutzutage sagen würde, im Wesentlichen aus schwingenden über knielangen Röcken in undefinierbaren Farbtönen, weißen Blusen und – extrem faszinierend – mehr als hüftlangen Strickjacken mit voluminösen Pattentaschen, in denen sie dutzendweise Taschentücher zu stecken hatte, die sie insbesondere an heißen Tagen ständig hervorholte um sich Stirn und Schläfen zu tupfen oder kurz die Nase zu schnäuzen. Frau S. neigte offenbar zu Hitzewallungen. Aus der heutigen Sicht versteht man den Umstand besser: Wechseljahre. Damals fand man es kurios bis lächerlich. Das Schuhwerk erinnerte oft an eine Wanderin: Sandalen. Um das ungewöhnliche Erscheinungsbild gewissermaßen harmonisch abzuschließen, war unserer Deutschlehrerin eine außergewöhnliche Stimme

gegeben. Durchdringend, zwischen Alt und Mezzosopran oder auch Kopfstimme ständig wechselnd, kommunizierte sie mit uns. Gleichgültig ob es sich um Sachinformationen, Ermahnungen, Lob, Tadel oder Freude bzw. Wut handelte. Immer hüpfte diese Stimme um drei bis vier Oktaven hin und her. Ihre Stimme entfaltete umso mehr Durchsetzungskraft, als sie, ganz im Gegensatz zu Etes Nuscheln, Wort für Wort bedächtig setzte und so den Sinngehalt ihrer Rede eindeutig und gedankenschwer betonte.

Und schon erfüllte ihre Stimme den Raum: **„Gerd, welche Charaktereigenschaften Christian Wolffs werden in dem eben gelesenen Abschnitt deutlich?“** Gerd, rundlicher Körperbau, rötliches Haar, blasser Teint, blickt zu ihr auf, denn sie ist inzwischen direkt an seinen Tisch getreten. Das Bild erinnert an die Verkündigungsszene: Erzengel Gabriel steht groß vor der knienden Maria. **„Ja, so direkt steht hier nichts über seinen Charakter drin.“** Erwartungsvolles Schweigen auf Seiten Gerd. **„Aber Gerd, guck' doch nochmal in den Text, da sind doch Substantive drin, die Eigenschaften bezeichnen.“** Gerd senkt den Blick auf den Text und scheint ihn noch einmal zu überlesen. Tatsächlich aber irrlichtern seine Augen über den Text hin und er quält sich mit der Frage, was er nun sagen solle, denn Frau S. erwartet eine präzise Antwort. Noch während er gedanklich



um einen Ausweg aus der Situation kämpft, erreicht ihn die mütterlich gedämpfte aber dennoch Oktaven überhüpfende Stimme: **„Gerd, lies doch einmal die Zeilen 23-27 laut vor.“** Gerd liest: **„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Mut verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.“** Wieder ein Moment der Stille. Langsam klettert der fragende Blick Gerd an der Lehrerin empor. **„Welche beiden Eigenschaften sind hier genannt?“**, geradezu bittend, beschwörend kommt diese Frage aus ihrem Munde. Sein Blick trifft auf die erwartungsvolle Miene seiner Deutschlehrerin, in der sich Angst und Hoffnung spiegeln, der Schüler möge jetzt, nachdem sie ihm so weit geholfen hat, die richtige Antwort geben. Gerd's Antwort lautet: **„Mut.“** Ein Zucken durchfährt ihren Körper und das Gesicht verzerrt sich zu einer Grimasse, die Enttäuschung und Qual der Lehrerin ausdrückt. **„Aber Gerd! Das ist ja nicht ganz falsch, aber Eitelkeit und Stolz sind doch die Eigenschaften, die Christian in die verzweifelt Lage geführt haben.“** Bricht es aus ihr hervor. Sie wendet sich kopfschüttelnd ab, schleppt sich zum Lehrertisch, sinkt ermattet unter tiefem Seufzen auf den Stuhl, schlägt ihr Notizbuch auf, wühlt in den Strickjackentaschen nach ihrem Bleistift, findet ihn, blickt noch einmal auf Gerd, der beschämt auf seinem Platz sitzt, und sagt: **„Du machst mir Kummer.“** Dann trägt sie eine Note in das Notizbuch ein, tupft sich den Schweiß von Schläfen und Stirn. Gerd sitzt derweilen unbeweglich mit hochrotem Kopf auf seinem Stuhl und kann sich für keines der Gefühle, die sich in seinem Inneren ausbreiten, so richtig entscheiden:

Mitleid mit der Lehrerin, Scham über sein Versagen, Empörung oder heimliches Grinsen über das als albern und übertrieben empfundene Verhalten von Frau Sch.

Unsere Deutschlehrerin – und mir scheint auch, dass sie uns in Geschichte unterrichtete, **da vor allem im Auswendiglernen von Jahreszahlen** – hatte eine Art, die sie für pubertierende Jungen zur Zielscheibe des Gespöts machte. Dabei wollte sie nur das Beste für uns. Ihr erklärtes Ziel war es, aus uns „Jungen Wilden“ zivilisierte Menschen zu machen, die Respekt vor anderen Menschen haben, mitleidfähig sind, gerecht gegen ihre Mitmenschen handeln, mit einem Wort: Sie wollte uns zu vollkommenen Menschenfreunden erziehen. Humanismus war ihr Anliegen.

Das ist die Königsdisziplin für einen Pädagogen: Wesen, die noch längst nicht mit sich selber im Reinen sind, auf das Elend anderer aufmerksam zu machen, die Ungerechtigkeiten in der Welt anzuprangern und das Handeln der Schüler im Sinne des Humanismus zu beeinflussen.

Aber jene Deutschstunde an diesem sommerlichen Frühnachmittag war noch nicht vorüber. Frau Sch. erholte sich von ihrer Enttäuschung und ließ von anderen Schülern die Eigenschaften Christian Wolffs zusammentragen und notieren. Gegen Ende der Stunde, ein Blick auf die Armbanduhr signalisierte ihr, dass es höchste Zeit war, die Lernziele der Stunde zu erreichen, verknüpfte sie in einer Art Monolog die Einzelergebnisse zum Charakter des Protagonisten zu einem stimmigen Charakterbild. Oftmals wurde sie dabei dennoch vom Pausenklingeln überrascht, was sie schlicht ignorierte, die Aufbruchstimmung in der Klasse dämpfte sie, indem sie die Lautstärke ihrer ohnehin durchsetzungsfähigen Stimme noch erhöhte und somit ihre Lernziele erreichte – nur uns nicht mehr so richtig, die Geist und Ohren endgültig mit dem Klingelzeichen abgeschaltet hatten.

Wir waren immer ein bisschen erstaunt, was sie da zutage förderte. Mit der Zeit erkannten wir dann die Leitlinien ihrer Interpretationskunst und entwickelten als Eselsbrücke folgende Formel: Schwere Jugend, innerer Zwiespalt, innere Wandlung, **guter Kern!** Diese Formel ließ sich sowohl auf die erzählende Literatur als auch aufs Drama anwenden.

Ganz besondere Aufmerksamkeit ist dem Kapitel Aufsatz zu widmen. Häufig ging es bei der Themenstellung nicht um die Charakteristik einer literarischen Figur, da kannten wir ja ihre Methode und Ziele sehr genau, sondern es ging um „**Besinnung**“. Der Schüler sollte sich Gedanken über einen meist moralisch bedeutenden Wert machen, sich also **besinnen**. Gehässiger weise (vielleicht auch realistischer weise) hieß diese Aufsatzform bei uns „**Gesinnungsaufsatz**“. Ein Thema wie „**Mit dem Hut in der Hand kommt man durch das ganze Land**“ forderte also von uns die Besinnung auf das Wesen und die Vorteile, die man aus höflichem Umgang mit Menschen ziehen könnte. Die Quintessenz stand von vorn herein fest: Begegne anderen höflich, dann wirst du auch respektvoll behandelt. Problematisierung war nicht gefragt. Etwas schwieriger und damit gefährlicher waren Themenstellungen, die schlagwortartig einen potentiellen Konflikt beleuchteten: „**Mensch und Maschine. Nimm Stellung zu ihrem Verhältnis zueinander.**“ Bei unserer Deutschlehrerin wusste man genau, man konnte den Fortschritt der modernen Technik loben, aber die Maschine durfte nur als Hilfsmittel für die geistige und soziale Entwicklung der Menschen dienen. Wer das nicht deutlich zum Ausdruck brachte oder gar den technischen Fortschritt uneingeschränkt befürwortete, hatte ein Problem. **Andere Themen lauteten: Hoffen und Harren macht manchen zu Narren – Hoffen lässt nichts zu Schanden werden! ...)**

Ebenso wie der Unterricht bei Frau Sch. war die Besprechung und Rückgabe einer Klassenarbeit ein – neudeutsch: highlight – Höhepunkt pädagogischen Handelns. Sie ging ziemlich intensiv auf einzelne Arbeiten ein und schilderte anschaulich ihre jeweiligen Gefühlszustände bei der Korrektur der Arbeiten. Besonders eindrucksvoll waren ihre Darstellungen, wenn es um Noten am unteren Rand, also vier oder fünf oder gar sechs ging. Da konnte es schon mal heißen: **„Klaus, du hast mich sehr enttäuscht. Ich habe lange mit mir gerungen, welche Note ich dir gebe. Da sind ja gedanklich richtige Ansätze vorhanden. Du kommst aber über sie nicht hinaus. Ich habe mich gefragt, wie das passieren konnte, du bist doch sonst nicht so schlecht. Und dann die vielen Fehler. Hast du nicht richtig gelernt?“**

Während also dieser Redeschwall über mich niederging, tobten in meinem Inneren verschiedene Mächte um die Gefühlshoheit: Auweia, welche Auswirkung hat eine Fünf auf meine schriftlichen Leistungen insgesamt; Mist, zuhause kriegt du Ausmecker, aber vielleicht haben sie vergessen, dass du Deutsch geschrieben hast; man, was sült die Kuh so lange `rum, was steht denn nun wirklich unter der Arbeit? Vielleicht ist es noch `ne Vierminus.

Dann endlich das Heft. Ungeduldig wird es aufgeschlagen: Oh, Schei..., tatsächlich `ne Fünf.

Würgen im Hals. Jetzt bloß nicht heulen, sonst grinsen die andern blöd. Die feixen sich dann eins, weil sie dich eh für einen Streber halten, die Typen wie Arno, Henne, Gandhi, Micha.

Die Lektüreauswahl durch Frau Sch. war, wahrscheinlich auch durch den Lehrplan bedingt, sehr einseitig. Es dominierte die Literatur des 18. und 19. Jhs. und damit Texte mit denen man leicht den pädagogischen Zeigefinger erheben konnte. Schillers „Verbrecher“ wurde schon erwähnt, „Die Judenbuche“ und etliche Erzählungen (oft nur einzelne Abschnitte) aus dem Lesebuch führten uns ständig das Böse und Verwerfliche im Menschen vor und dienten so der sittlich-moralischen Festigung der „Jungen Wilden“. Exemplarisch für diesen Typus mag hier noch „Die Bürgschaft“ erwähnt sein. Nicht zufällig auch wieder Schiller. Frau Sch. war es angelegen, dass wir die Ballade auswendig lernen sollten. So weit so schwer. Aber neben dem ohne Stocken fehlerfreien Hersagen der Strophen legte sie allergrößten Wert auf „einen angemessenen Vortrag“. Sie gab Beispiele. Angesichts ihrer Erscheinung, verbunden mit ihrer Stimme wurden diese



Beispiele zur Clownsnummer, wenn sie durch Mimik und Gestik, den Gehalt der Worte und die Stimmung des Textes zu unterstreichen suchte. Sie ruderte mit den Armen in der Luft, wenn es hieß **...und teilt mit gewaltigen Armen den Strom...**, sie grimassierte an der Stelle: **...was wollt ihr, ruft er vor Schrecken bleich. Ich habe nichts als mein Leben...**, sie senkte die Stimme zum Flüsterton **...und stille hält er zu lauschen...**, donnerte den Henkersknechten entgegen **...hier bin ich, für den er gebürget...** und endete schließlich in geradezu elysischer

Heiterkeit...**ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte** den Vortrag. Sie lebte das dramatische Gedicht mit allen Fasern ihres Körpers und aller Anspannung des Geistes, nur um uns unwissenden, unfertigen Tunichtguten eine Vorstellung von Treue zu vermitteln. Der Dank, den sie erntete war bescheiden. In der Pause brach sich die Pubertät Bahn, indem der eine oder andere sich parodierend des Textes und dem Vortrag seiner Deutschlehrerin annahm. Nur Irene und Angelika wandten sich dann erschrocken ab. Vielleicht aus Mitleid, vielleicht aber auch aus einer Empfindsamkeit heraus, die bei Ihnen schon entwickelt war, während die Jungen die harten Kerle markierten.

Kein anderer Unterricht schien während unserer Schulzeit in dem Maße Ausersehen zu sein, die sittlich-moralische Erziehung der Heranwachsenden zu leisten, wie der im Fach Deutsch. Wie und mit welchem Erfolg Frau Sch. in der Mittelstufe diese Aufgabe zu bewältigen versuchte ist schon geschildert worden. Also, die Stellung des Deutschunterrichts war so zentral, dass man mit einem „Mangelhaft“ in Deutsch durchs Abitur fiel. Liebe Leser, vergleicht das mal mit heute – Da kann man nur lachen: HaHa.

Mit Herrn S. – man eh! Schon wieder ein Lehrkörper mit „S“. Ich versichere dem geneigten Leser aber, dass die alle nicht miteinander verheiratet oder verwandt oder verschwägert waren. Übrigens: über das Privatleben unserer „Pauker“ wussten wir nichts, eigentlich gar nichts mit einer Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme – also mit Herrn S. bahnte sich in der Oberstufe ein Wechsel in der Art der Betrachtung und Vermittlung von Literatur an. Nicht dass es einfacher wurde, im Gegenteil, die ganz bewusst offen gehaltene Atmosphäre bei den Textinterpretationen machte Schülern, denen das Gespür, die Feinsinnigkeit oder auch einfach das Interesse abging, schwer zu schaffen. Hinzu kam, dass die Literaturlauswahl deutlich moderner wurde, mitunter zur Gegenwartsliteratur gehörte.



Unser Deutschlehrer, der zugleich auch unser Klassenleiter war, repräsentierte einen Lehrertypus, der uns bis dahin nicht begegnet war. Freundlich, meist verhältnismäßig leise sprechend, im Auftreten zurückgenommen, aber dennoch absolut präsent, konfrontierte er uns mit Welten, die meilenweit von unseren Erfahrungshorizonten entfernt waren.

„Aber Jakob ist doch immer quer über die Gleise gegangen...“ Oh, wie empfanden wir Uwe Johnsons Erzählung „Mutmaßungen über Jakob“, die mit dem oben zitierten Satz beginnt, als sprachliche und inhaltliche Zumutung. Gewohnt, dass der Erzählfluss sich ohne zeitliche Sprünge chronologisch vom Anfang auf das Ende zubewegt – nach dem Muster: *Es war einmal ein altes Mütterlein, das...und wenn sie nicht gestorben sind, dann...* - und dass Personen durch Beschreibung ihres Äußeren, Nennung ihres Namens, evtl. auch charakterisiert durch entsprechende Adjektive in einen Roman eingeführt wurden, lasen wir den „Jakob“ in einer

Art luftleeren Raum, begriffen die Zusammenhänge nicht, durchschauten die Konstruktion der Zeitebenen nicht, konnten die Handlungsorte kaum identifizieren. Am allerschlimmsten war die Tatsache, dass es bei der wörtlichen Rede weder Anführungszeichen gab noch vor oder nach jeder Äußerung sagte Jakob oder meinte Gesine oder äußerte Herr Rohlfs stand. Die Folgen waren zum Teil katastrophal. Die einen streikten und ließen sich von anderen in dünnen

Worten über den Fortgang der Handlung informieren, wobei durch den ständigen Orts- und Zeitebenenwechsel von einer kontinuierlichen Entwicklung kaum die Rede sein konnte.

Die anderen, die gelesen hatten, waren dennoch nicht schlauer. Ja, und „Königs Erläuterungen“ gab es zu „Jakob“ noch nicht. „Königs Erläuterungen“ die uns bei älterer Literatur weiterhalfen oder gar das Lesen des Originals ersparten, versagten jämmerlich bei aktueller Literatur. Die „Mutmaßungen“ waren 1959 erschienen, wir schrieben aber das Jahr 1964. Später habe ich beim Ernst Klett Verlag eine „Erläuterung“ aus dem Jahr 1967 gefunden, die aber für Lehrer konzipiert ist. So ein Mist, da lassen sich die Pauker erklären, was im „Jakob“ steht und die armen Schüler sollen selbst drauf kommen! Die Welt ist so ungerecht!!! **Aber wir lernten Uwe Johnson persönlich kennen (wenn vielleicht auch erst später zu schätzen), weil Lehrer S. den frisch Übersiedelten aus der DDR zum Unterrichtsgespräch einlud.**

Deutschlehrer S. gelang es, den Schülerunmut durch Sanftmut und liberalem Umgang mit den Interpretationsansätzen zu mildern, aber Freude konnte er bei den meisten nicht erzeugen. Ich aber habe trotz „Jakob“ Germanistik studiert und bin Lehrer geworden, weil S. mich beeindruckt hatte.

Eine andere Besonderheit unseres Abiturs war da schon geeigneter und kam wenigstens den Literaturinteressierten unter uns entgegen, selbst diejenigen, die dem Lesen indifferent gegenüberstanden, hatten eine Chance. Nur für die notorischen Nichtleser blieb diese Besonderheit eine Qual. Ich spreche hier von der Auflage, sich ein Schwerpunktthema für das mündliche Abitur zu wählen. Ja, da kamen Autoren wie Bert Brecht (handfest, überschaubar, fester Standpunkt) oder Günter Grass (war noch nicht so viel, thematisch an der Bewältigung der NS-Zeit orientiert) auch Heinrich Böll (wie Grass nur viel katholischer) zum Zuge. Ich entschied mich, etwas naiv vielleicht, weil mir „Die Buddenbrooks“ so gut gefallen hatten, für Thomas Mann – kein Roman unter 600 Seiten (Der Zauberberg, Dr. Faustus, „Joseph und seine Brüder“ sind gleich mehrere Bände, Lotte in Weimar, Tod in Venedig, usw.). Ein riesiger Aufwand, ohne dass man sicher sein konnte, dass man wirklich in Deutsch mündlich geprüft wird. Wenn alles in der schriftlichen Abiturprüfung glatt gegangen war und Prüfungsergebnis und Vorzensur nicht voneinander abwichen, wurde man in einem x-beliebigen Fach mündlich geprüft. Und wo man geprüft wurde, bekam man am Morgen der Prüfungstages gesagt. – Na Danke.

Wenn mich nicht alles täuscht, gelang es unserem Deutschlehrer die gesamte Mannschaft durch das Deutschabitur zu bringen: das heißt die Interessierten und sprachlich-literarisch Begabten, diejenigen, die in Deutsch ein notwendiges Übel sahen, und auch die, denen Literatur fremd geblieben war.

Als wir in XII saßen, wurde uns eine 2. Klassenfahrt genehmigt. Über die erste wird an anderer Stelle berichtet. Klassenlehrer S. fuhr mit uns nach St. Andreasberg im Harz (eine Woche), und in der zweiten Woche waren wir Gäste im „Internationalen Haus Sonnenberg“ unweit von St. Andreasberg. In meiner Erinnerung sind merkwürdigerweise nur wenige Bruchstücke dieser Fahrt erhalten. Offensichtlich waren wir etwas reifer geworden und haben uns nicht mehr ganz so wild aufgeführt wie in Klasse X. Vom ersten Teil ist mir lediglich der Besuch des Schaubergwerks in Clausthal-Zellerfeld in Erinnerung, eine Harzrundfahrt, die auch an die Okertalsperre und an die Radau-Wasserfälle bei Bad Harzburg führte. Vermutlich sind wir auch gewandert. Lage und Aussehen der Jugendherberge sind in Vergessenheit geraten. Auch die Begegnung mit anderen jungen Menschen, z.B. aus Dänemark oder sogar anderswo her, ist nur ganz blass. Ein dunkles Gefühl sagt mir, dass das Ziel der Veranstaltung nicht in

vollem Umfang erreicht wurde, weil ich oder auch etliche von uns ziemlich unsicher in der Anwendung der englischen Sprache waren, denn Konferenzsprache war Englisch. Einige Dänen konnten etwas Deutsch. Dadurch begrenzte sich die Kommunikation auf einige wenige Beiträge während der Veranstaltungen. In den Zeiten dazwischen hockten wir wieder beieinander. Der europäische Gedanke, der uns vermutlich nahe gebracht werden sollte, wollte sich uns nicht so recht erschließen. Ob unser Klassenlehrer deshalb von uns enttäuscht war, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls sind mir keine Szenen gegenwärtig, in denen er uns drängte, aktiver an der Konferenz teilzunehmen. Überhaupt war unser Deutschlehrer in seiner Funktion als Klassenleiter nicht dominant oder signifikant prägend. Offensichtlich setzte sich an dieser Stelle seine liberale und zurückhaltende Natur, die er im Unterricht zeigte, fort.

Die Bilder aus dieser Zeit weisen aber darauf hin, dass es geselliges Beisammensein mit Tanz gab und die Skifflegroup großen Anklang fand.

Der menschliche Kontakt zu „Schneiderlein“, wie er von einigen liebevoll genannt wurde, verband uns mit ihm, sodass einige von uns anlässlich seines unerwarteten Todes an der Trauerfeier in Hermsdorf teilnahmen.



**Bildungshungrige Gymnasiasten aus Berlin-Neukölln
- Internationales Haus Sonnenberg (Harz) -
- XII 1964 -**



- **Wanderung im Harz – man beachte die Kleidung!
In Schlips und Kragen!!!**

Mathematik oder die Quadratur des Kreises

Es gab wohl nur wenige unter uns, die mit der Mathematik auf Du und Du standen, Kippe vermutlich oder auch Gerd, Sette noch, alles Leute, die später irgendwas gemacht haben, bei dem Mathe eine Rolle spielt. Aber die Masse mogelte sich so durch, wobei ich meine, mich richtig zu erinnern, dass Irene auch in Mathe nicht schlecht war, was wohl eher ihrem Fleiß als ihrem Talent oder ihrer Liebe zur Mathematik zu verdanken war. Mindestens einer war unter uns, und damit meine ich mich, der war für Mathe für immer verloren. Seine Zeugnisnoten in Mathe wirken wie der Kampf eines Ertrinkenden: mal ist der Kopf knapp über der Wasserlinie, mal ist er darunter, dann taucht der Kopf wieder auf, dann ist er wieder verschwunden. Das Mathe-Abitur, bestehend aus der Vorzensurierung und dem Ergebnis der schriftlichen Arbeit, zeigt Gott sei Dank einen Glücklichen, der mit knapper Not dem Mathetod entronnen ist.

Natürlich muss man sich fragen, warum dieses Fach bei der breiten Mehrheit der Klasse mehr gefürchtet als geliebt war. Bestand die Klasse zufällig überwiegend aus Mitgliedern, denen das Mathe-Gen fehlte? Ist Mathematik eine Wissenschaft, die allen Menschen mit einem IQ bis 114,5 verschlossen bleibt und für die, die zwischen 115 – und 120 haben, nur bis zum Kleinen Einmaleins sich erschließt? Oder liegt es an den Lehrern? Bis in die heutige Zeit führt die Mathematik im Schulunterricht ein Schattendasein, obwohl sie im Grunde in unserer von Technik bestimmten Welt nicht nur wichtig sondern notwendig ist, damit alles funktioniert.

Also werfen wir mal einen Blick auf unsere damaligen Mathelehrer: Wir durften zwei männliche Exemplare – Frauen als Mathelehrerin waren, glaube ich, zu unserer Schulzeit undenkbar oder doch mindestens exotische Erscheinungen – sehr unterschiedlichen Temperaments genießen.

In IX und X traktierte uns „die Ratte“. In ihrem glatten Gesicht, das durch eine feine, spitz zulaufende Nase mit etwas höheren Wangenknochen geprägt wurde, schien um die schmalen Lippen des Mundes ein feines Dauergrinsen festgefroren zu sein, was ihr den Ausdruck von Ironie, Distanz, vielleicht auch leisem Spott verlieh. Sie war nicht sehr groß und unter dem korrekt sitzenden Jackett zeichnete sich die Rundung eines kleinen Bäuchleins ab. Ihre Stimme, sie war eher leise, passte perfekt zu ihrer Art sich zu bewegen: nicht überhastet, aber wendig, lautlos und unauffällig. Es ging von ihr eine Aura aus, die bei uns Schüler dafür sorgte, dass Lärm, unbotmäßiges Verhalten wie Schwatzen oder Kippeln mit dem Stuhl unterblieben oder aber, wenn es doch einmal unruhig zu werden schien, mit einer Ermahnung der „Ratte“ sofort abgestellt wurde.

Dieser Mathelehrer H., der von uns natürlich nur hinter seinem Rücken als „die Ratte“ bezeichnet wurde, hatte eine besondere Vorliebe für Tafelarbeit durch Schüler. Was bedeutete das? Einer von uns wurde aufgerufen und gebeten, an die Tafel zu treten und eine längere Rechenoperation durchzuführen. Man ahnt schon, was das für viele von uns bedeutete: Stress pur! Erstens musste man das schützende Umfeld seines Platzes verlassen. Manchmal grinste der Nachbar ein bisschen hämisch, wenn man sich vorsichtig und zögerlich von seinem Platz erhob, oder war es eher die Freude, dass es ihn nicht getroffen hatte. Jedenfalls fühlte man sich verraten und verkauft, noch ehe man die Tafel erreicht hatte und schon gar nicht wusste, was „die Ratte“ von einem wollte. An der Tafel angelangt, halb zum Lehrer gewandt, das erwartungsvolle und zugleich ängstliche Schweigen der Mitschüler im Rücken, tastete man nach der Kreide auf

der Tafelablage, in gespannter Neugier, welches Problem die Ratte erläutert haben wollte.

„Schreib die 3. Binomische Formel an!“, so kam es in ruhigem und doch herrischem Befehlston aus dem Mund des Lehrers. Kloßgefühl im Hals. Also, wie war das noch: da gab es die 1. und die 2. Binomische Formel; $(a+b)^2$ und ja, wie war das nur mit den anderen... Noch während man sich zögernd der Tafel gänzlich zuwandte, um das Gesicht, in dem sich Ratlosigkeit und Entsetzen abzeichneten, dem fordernden Blick des Lehrers zu entziehen, drang diese Stimme wieder ins Bewusstsein: **„Klammer auf...“**, unsicher malte man die Klammer und hoffte, dass eben jetzt die jähe Erkenntnis ins Gehirn blitzen würde, wie es weitergeht. Und tatsächlich, plötzlich schrieb man roboterhaft weiter $(a+b)(a-b) = a^2 - b^2$. Geschafft! Innerlich jubelte man und ein leises Stöhnen der Erleichterung ging durch die Klasse. „Die Ratte“ schob den Kopf etwas nach vorn und neigte ihn leicht zur Seite, um den Tafelanschrieb besser lesen zu können. **„Das ist richtig!“** Man wollte in diesem Augenblick schon die Kreide wieder in die Ablage legen und sich auf seinen Platz trollen, da wurde man von den Worten **„Nun schreibe noch die Ableitung dazu!“** gebannt. Der gerade überstandene Gefühlssturm brach im Nu wieder los und steigerte sich zu einem Orkan, denn jetzt war nicht nur auswendig gelerntes Wissen gefordert, sondern man musste auch die Regeln der Berechnung von Klammerausdrücken beherrschen. Inzwischen waren die Hände so schweißgetränkt, dass die Kreide anfangs weich zu werden. Man setzte also zum Schreiben an und dann, je nach innerem Notstand und dem damit verbundenen äußeren Druck auf die Kreide, brach sie entzwei oder es gab ein grässliches Quietschgeräusch, das alle Anwesenden zusammenzucken ließ, und bei etlichen Mitschülern zu Entsetzenschreien führte. Beide Vorkommnisse trugen zur weiteren Verwirrung des an der Tafel Stehenden bei. Wenn man dann die Kreide wieder richtig gefasst hatte und Ruhe in der Klasse eingekehrt war, nahm das Unglück seinen Lauf: $= a - bb + aa + bb = \dots$ Weiter kam man nicht, weil ein kurzes, verächtliches **„Äh“** zu hören war, dem das mit tiefer Abscheu ausgesprochene Wort **„subtrahiere!“** folgte.

Wenn ich mich recht erinnere, führte dieser Ausdruck, als er erstmalig der Klasse und dem Opfer an der Tafel zu Gehör kam, dazu, dass der Schüler wie gelähmt auf seinen Tafelanschrieb starrte und dann in einer Kurzschlussreaktion aus einem Plus in der Formel schnell ein Minus machte. Was „die Ratte“ mit **„Du sollst dich hinsetzen!“** kommentierte. Wie in Trance wanderte der so Angesprochene zu seinem Platz und setzte sich. Als wir nach kurzer Zeit bemerkten, dass der Mathelehrer H., dem natürlich bewusst war, dass wir Lateiner waren, mit diesem Ausdruck ein Wortspiel trieb, wurde uns auch schlagartig klar, dass damit unser völliges Versagen in den Augen „der Ratte“ manifestiert wurde: Subtrahiere – zieh` ab; zieh Leine; verpiss dich, du gehörst nicht hierher, nicht ans Gymnasium.

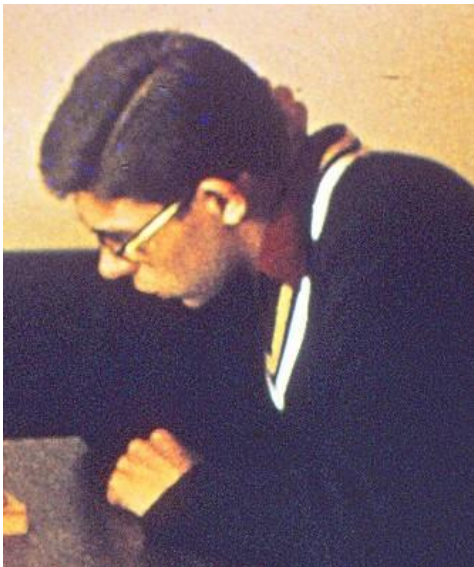
Vielleicht hätte man solchen Spruch leichter ertragen, wenn einem anschaulich erklärt worden wäre, was man mit den Binomischen Formeln im Alltag anfangen kann. Denn so umständlich, wie diese Formeln es zeigen, berechnet kein Mensch eine Fläche. Länge x Breite reicht völlig aus, um den Flächeninhalt zu ermitteln, aber hier was abschneiden, um es dort wieder anzukleben und dann entweder zu subtrahieren oder zu addieren, das war mehr als Hokuspokus, das war, jedenfalls für mich und viele andere, Höhere Mathematik und damit nicht verstehbar.

Jedenfalls war Mathelehrer H. wahrscheinlich ein guter Mathematiker und hatte selbst auch verstanden, was er tut, aber ein Lehrer war er nicht, schon gar kein Mathematiklehrer.

Auf H. folgte T. , der uns bis ins Abitur begleitete. Vielleicht war auch er im Zweifel, ob einigen von uns in Mathematik das „Zeugnis der Reife“ zugesprochen werden sollte, aber er behielt das für sich und strahlte eine Gelassenheit und, ich möchte fast behaupten, eine Milde aus, die zumindest bei mir, vermutlich aber auch bei den anderen mathematischen „Wackelkandidaten“, zu einer Entkrampfung in ihrem Verhältnis zur Mathematik führte.

T., mittelgroß, wir waren in der Mehrzahl schon größer als er, mit Anzug und sich schon lichtendem Haar, etwas fülliger Figur, hatte das Talent, uns Mut zu machen. Fehler, die wir begingen, wusste er geschickt mit kleinen Denkanstößen zu korrigieren, ohne dass wir das Gefühl hatten, eklatant versagt zu haben. Immer ging ein Schimmer von Hoffnung von ihm aus. So war es jedenfalls im täglichen Unterricht. In den Klausuren war sich dann aber jeder selbst überlassen, was dann auch regelmäßig, jedenfalls bei mir, in die Katastrophe führte. Allerdings bin ich anders als bei der „Ratte“ nie mit Angst in die Klausur gegangen, denn T. hatte mir das Gefühl vermittelt, doch etwas von der „Höheren Mathematik“ verstanden zu haben. Deshalb war allerdings die Enttäuschung umso herber, wenn wieder einmal ein „mangelhaft“ unter der Arbeit stand. Vorwürfe konnte man nur an sich selbst richten, denn T. hatte alles in seiner Macht stehende getan, um mein mathematisches Können zu steigern.

Als das Abitur näher rückte, begann Mathelehrer T. uns eine Mustersammlung von Beispielaufgaben zusammenstellen zu lassen, in der alle Themenbereiche exemplarisch aufbereitet waren, die für die Abiturklausur relevant sein konnten. Damals erschien uns das als eine sehr sinnvolle Maßnahme, die nur darauf ausgerichtet war, uns zu helfen. Ich war und bin bis heute dankbar dafür. Im Rückblick erhält dieses Bild vom uneigennütigen Mathelehrer T. einen ganz kleinen Kratzer: Natürlich schützte er sich damit auch vor einem allzu blamablen Gesamtergebnis in dieser Klasse XIII. Kaum ein Lehrer hat es gern, wenn er einem Drittel einer Klasse oder mehr bescheinigen muss, dass es das Lernziel nicht erreicht hat. Mitunter wird der Lehrer dann von seinen Kollegen kritisiert, die ihm je nach Einstellung vorwerfen „zu streng“ zu sein oder eben es nicht zu verstehen „den Schülern etwas beizubringen“. Beide Urteile sind meistens nicht verifizierbar, weil der Lehrer immer allein vor der Klasse steht und niemand seinen Unterrichtsstil beobachten kann. Nur in Ausnahmefällen gab es früher Beschwerden der Schüler oder Eltern über den Unterricht. Heute ist das deutlich anders, denn jedermann meint, er sei ein Fachmann, eine Fachfrau, weil er mal selbst zur Schule gegangen ist. Aber genug jetzt spekuliert über die Motive unseres Mathelehrers T.



Seine Milde im alltäglichen Unterricht führt dazu, dass auf meinem Halbjahreszeugnis in XIII, das auch für die Vorklausur relevant war, eine geteilte Mathematiknote stand: Mathematik: *ausreichend*; aber schriftlich *mangelhaft*. In der Summe bedeutete das für meine Vorklausur, dass Mathematik zwar insgesamt „ausreichend“ war und Hoffnung bestand.

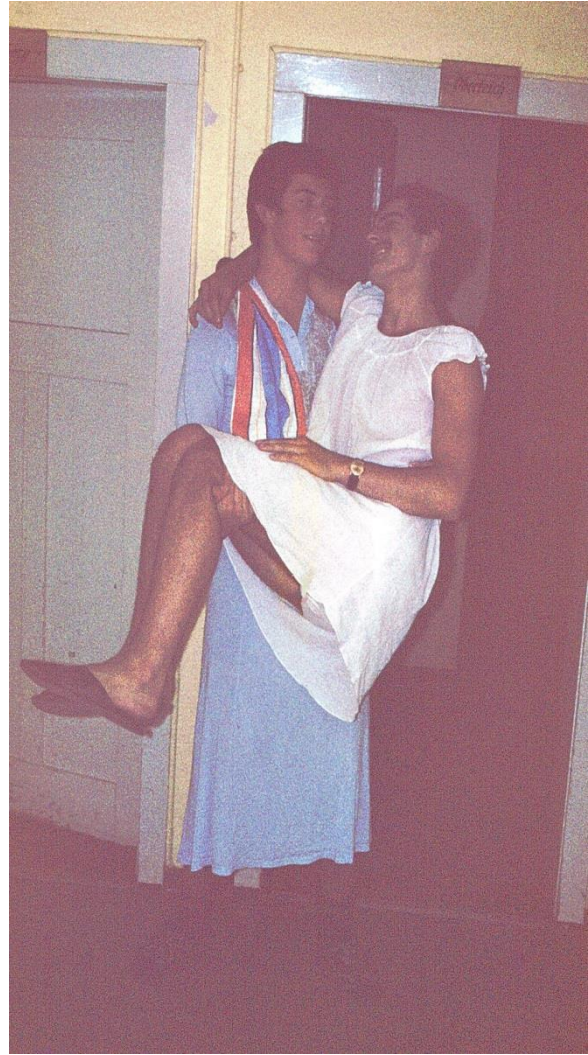
Diese Konstellation führte zu einer ganz besonderen Begegnung mit meinem Mathelehrer. Wenige Tage vor der Abiturklausur sprach er mich an und sagte: **„Wenn Sie in Mathematik ein Ausreichend schreiben, werde ich sie nicht mündlich prüfen.“** – Peng! Das war pädagogisch so was von clever.

T. kannte mich nur zu gut, denn er wusste, dass Druck nur Panik erzeugen würde, aber ein Versprechen würde bei mir dazu führen, mich auf Mathe doppelt und dreifach vorzubereiten, nur um einer mündlichen Prüfung zu entgehen, die sicher einen Abgrund an Mängeln zu Tage gefördert hätte.

Am Ende sollte er Recht behalten. Auf meinem „Zeugnis der Reife“ prangt in Mathematik ein „Ausreichend“! Lieber Herr T., dafür bin ich Ihnen noch heute dankbar!



Kindereien in der 12. Klasse



Da fehlt die sittlichen Reife

Ob die in einem Jahr die Reifeprüfung bestehen???

Biologie oder Sächsisch als 3. Fremdsprache

Ehe ich auf die Eigenheiten unseres Klassenlehrers R. eingehe, möchte ich vorausschicken, dass es bei uns (West) Berlinern eine gewisse Aversion gegen den sächsischen Dialekt gab. Historisch ist das Verhältnis Sachsen – Preußen eh belastet. Aktuell spielten aber die Verhältnisse in der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) – Verzeihung – in der sog. „DDR“ (Deutsche Demokratische Republik) – Entschuldigung – in der DDR eine wichtige Rolle, insbesondere wenn man die Transitwege benutzen wollte. Das DDR Staatsoberhaupt sächselte gewaltig und seine „Grenzorgane“ standen ihm darin in nichts nach. Mit einem Wort: DIE SACHSEN WAREN UNS EXTREM UNSYMPATHISCH!

Was für ein Pech für unseren Klassenlehrer von IX – XI. Neben dieser Funktion unterrichtete er uns in Biologie. Zwei Themen hatten es ihm besonders angetan: Geschlechtskrankheiten und Geschichten aus dem Krieg, den er als Sanitäter erlebt hatte.

Beim Lieblingsthema Nr. 1 wurden wir über die Gefährlichkeit der „**Gonogoggen**“, des „**Dribbers**“ und der „**spirochäda ballida**“ aufgeklärt, wobei der Laut **o** mehr zu **ou** tendierte. Unsere beiden Mädchen bekamen rote Köpfe, R. hingte gruselige Bildtafeln mit farbigen Abbildungen der Geschlechtskrankheiten auf und merkte kaum, dass die Jungen in den hinteren Reihen unruhig wurden und feixten und ihre eigenen Vorstellungen vom Sexualleben entwickelten. Manchmal behandelte unser Biolehrer auch Themen wie die „stammesgeschichtliche Entwicklung des Menschen“. In der wissenschaftlichen Genese klaffte damals noch eine große Lücke, die in seinen Worten als „**missingling**“ bezeichnet wurde, was sich so ein bisschen nach „misslingen“ anhörte und zu Rätselraten über den Aussagewert des Begriffes führte. Auch „**Androbologen**“ waren scheinbar Wesen von einem anderen Stern.

Das zweite Lieblingsthema, der Krieg mit seinen Verletzungen, kam an die Reihe, wenn R. „gute Laune“ hatte, denn dann wollte er uns zeigen, wie böse doch die Welt ist und wie gut wir es doch hätten, jetzt im Frieden – HaHa!- Am 13. August 1961 war die Mauer gebaut worden. **(Einen unserer Mitschüler hatte es tatsächlich erwischt: Bernd Liepert wohnte die Woche über bei seiner Oma in der Sonnenallee und am Wochenende bei den Eltern in Bohnsdorf, er durfte am Montag, dem 14.8. nicht mehr die Grenze passieren.)**

Das Versetzungszeugnis zu Ostern 1962 trägt seine Unterschrift. Aber das nur am Rande. Seine Schilderungen der Kriegsverletzungen waren ebenso blutrünstig und schaurig wie die Ausführungen zu den Geschlechtskrankheiten.



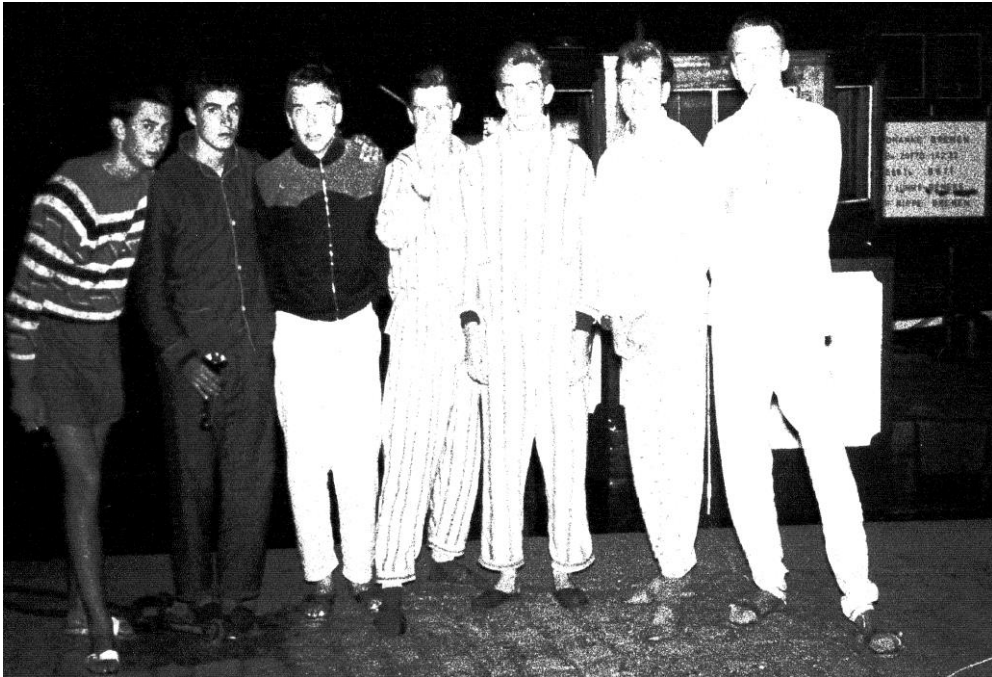
Mehr noch als seine Unterrichtsmethoden und seine spezielle Lautung der Sprache beeindruckten uns seine Wutanfälle. Viel Zeit verbrachte er damit, uns zu beschimpfen, zu vermuten, dass man ihm übel wolle, dass wir ungezogen und frech seien usw. Aus der Rückschau möchte ich es auch gar nicht für so weit hergeholt halten, dass wir nicht immer

artig waren. Im Gegenteil, einige von uns trieben schon gehörig Schabernack mit unserem Klassenlehrer R. Unvergesslich bleibt ein Satz, den er uns anlässlich einer Gardinenpredigt entgegenschleuderte: **„Hier wühlt einer!“**, gemeint war Gandhi, ein Mitschüler von überragender Körpergröße, asketischem Aussehen und intelligenter Aufsässigkeit. Mit einem Wort ein Typ, der die fadenscheinige Autorität von R. durchschaute und für Späße zu nutzen wusste. R. in seiner bodenlosen Humorlosigkeit war jeweils aufs äußerste gereizt und aufgebracht. Man kann sich leicht vorstellen, dass ein solcher Zustand einen Lehrer leicht lächerlich erscheinen lässt. So war das denn auch, sodass selbst die weniger Mutigen in der Klasse sich dazu verleiten ließen, den Lehrer nachzuäffen. **Gandhi verließ schließlich als „Ungeist in dieser Klasse“ die Schule, blieb uns aber bis heute herzlich verbunden.**



Weiß der Teufel, was diesen Klassenlehrer ritt, als er unserem Drängen nach einer Klassenfahrt nachgab. Diese Fahrt, die uns nach Holzminden im Weserbergland führte, hatte neben den eindrucksvollen Wander- und Fahrtzielen (Externsteine, Solling, Kloster Corvey u.a.m.) bleibende Spuren im Verhältnis zu R. hinterlassen. So stand er einmal, als wir noch lange nach der sog. Nachtruhe (22.00 Uhr, Licht aus) unruhig waren, im Pyjama im Schlafraum, bewaffnet mit einem Ledergürtel aus seiner Alltagshose und wollte uns züchtigen. Er drohte unter anderem mit dem Abbruch der Reise, was natürlich nicht in

unserem Interesse lag. Also entschuldigten wir uns und versprachen „artig“ zu sein. Noch ärger war der Zoff, als wir auf einer Busfahrt seinen Dialekt nachäfften und angeblich damit seine Frau, die er leichtsinnigerweise als „weibliche Begleitung“ mit auf die Klassenfahrt genommen hatte, beleidigt haben. Die moralinsaure Gardinenpredigt war nicht zum Aushalten.



Dennoch war es in unseren Augen eine erfolgreiche Klassenfahrt, weil etliche Aktivitäten vom Lehrer nicht entdeckt und damit nicht sanktioniert wurden. Zu erinnern ist hier auf jeden Fall an den nächtlichen Pyjama-Ausflug an die Weser, auf dem auch geraucht wurde, jedenfalls von einigen. Übrigens waren unsere beiden Mädchen nicht beteiligt, was sie, glaube ich, auch dankbar hinnahmen. Ein weiteres Vorkommnis war aber nicht unserem Mutwillen anzulasten. In der Jugendherberge gab es, wie damals üblich, Doppelstockbetten, deren Unterbau aus einem Stahlfederskelett bestand, was bei entsprechender Belastung sich ziemlich weit durchbiegen konnte. Eines Tages also, Wolle saß auf seinem Bett unten, ein anderer, mir ist der Name entfallen, sprang mit Karacho auf das obere Bett. Der Stahlfederskelettboden bog sich unter bedrohlichem Quietschen stark durch, ein Aufschrei Wolles, Blut troff von seinem Kopf. Was war passiert? Eine der Stahlfedern muss sich in Wolles Kopfhaut verfangen haben und eine Risswunde war entstanden. Gott sei Dank musste nicht genäht werden, sondern blutstillende Salbe und Pflaster reichten aus, um den Blutstrom zu stoppen. Wie gut, dass Klassenlehrer R. **als gelernter Sanitäter** die schuleigene Reiseapotheke dabei hatte. Ärger gab's trotzdem.

Ein besonderer Sport von uns jungen Leuten bestand im Sammeln von Biergläsern. Wir saßen zwar erst in der X und waren altersmäßig z. T. noch nicht sechszehn, aber den Wirten war das häufig egal, sie schenkten uns Bier aus. Wenn wir dann zu zehnt am späten Nachmittag in so ein Wirtshaus einfielen und uns um einen der großen Tische scharten, verlor der Wirt schon mal den Überblick über die Anzahl ausgeteilter Biergläser (meist 0,25l). An eine Aktion im Nachbardorf von Holzminden, „Stahle“, direkt hinter der Weserbrücke gelegen, erinnere ich mich noch genau. Wir hatten bezahlt, der Tisch war noch nicht abgeräumt, da wanderten zwei, drei Biergläser in verschiedene Mantel- und Jackentaschen, sodass auf dem Tisch noch eine deutliche Restmenge an Gläsern

verblieb. Dann erhoben sich alle leise und gesittet, drängten gemeinsam zur Tür, grüßten noch freundlich und verfielen, kaum draußen angekommen, in wilden Galopp über die Weserbrücke. Gerd, dessen sportlicher Ehrgeiz schon immer durch eine etwas fülligere Figur gebremst war, übertraf sich selbst und kam fast gleichzeitig mit den übrigen Sprintern am Ortsschild „Holzminden“ an, wo wir das Tempo drosselten und nur noch im strammen Marschtritt der Jugendherberge zustrebten. Mit dem Erreichen des Ortsschildes, so schien es uns, wären wir in Sicherheit und aus der juristischen Reichweite des Wirtes. Nur gut, dass nie ein Wirt wirklich nachgeforscht hat, wo seine Biergläser hingekommen sind. Wahrscheinlich lag es auch daran, dass damals die Brauereien zwecks Werbung den Wirten die Gläser kostenlos zur Verfügung stellten. Ich besaß etwa um die Zeit des Abiturs ein knappes Dutzend Biergläser, zum Teil erbettelt, zum größeren Teil aber auch geraubt. – Gott sei Dank! Diese Straftaten sind längst verjährt.



Jugendherberge Holzminden

Lehrer(innen) die wir sonst noch hatten...

Nicht alle Lehrkörper, denen wir in unserer Schullaufbahn an der Ernst-Abbe-Schule (Gymnasium) begegneten, hinterließen kapitelfüllende Eindrücke. Dennoch soll hier ihrer gedacht werden, sofern sie eine Marotte, einen Spleen hatten oder auch einfach nur guten Unterricht machten. Letzteres wird, denke ich, schwierig sein, nachzuweisen.

Beginnen wir einfach mal mit der 1. Fremdsprache: Englisch.

Für die unteren Klassen fällt mir nur Frau (oder gar Fräulein) Z. ein, ihres Zeichens Referendarin. **(Meinst du die englische Lady, very british mit piepsender Stimme aus Harrow on the Hill?)**. Du hast es getroffen, ja die meine ich!!! Sie hatte unglaublich schlanke Beine, lehnte mit Vorliebe am Lehrertisch und trug Röcke, die knapp die Knie bedeckten. Das war aufregend und so ablenkend, dass ich mich an den Unterricht nicht mehr erinnern kann. Hatte diese Referendarin einen Mentor, der eigentlich den Englischunterricht führte? Vielleicht Fr. S., unsere Deutsch- und Geschichtslehrerin in IX – X?

Später, als wir literaturfähig wurden, führte Fr. Dr. W. das Regiment. Wenig Temperament im Unterricht, aber, vermutlich weil wir Lateiner waren, versessen darauf, dass uns in Englisch „Julius Cäsar“ von W. Shakespeare möglichst nahe gebracht wird.

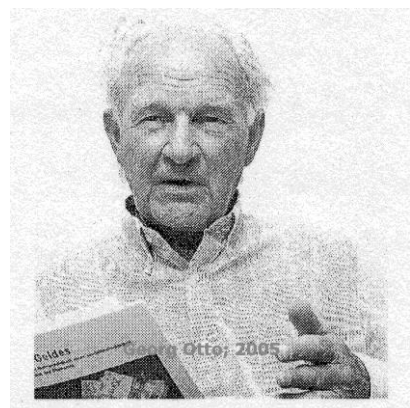
"Friends, Romans and countrymen, lend me your ears... I come to bury Cesar, not to praise him... but Brutus says, he was ambitious; and Brutus is an honorable man..."

Als wir dieses Drama lasen, waren wir schon so weit fortgeschritten, dass niemand übersetzte: „Freunde, Römer, Landsleute, leiht mir eure Ohren...“. Aber parallel zu „De bello Gallico“ durften wir die Grabrede auswendig lernen. Noch heute glaube ich, dass das in der Oberstufe des Gymnasiums nicht angemessen war. Mehr geholfen hätte uns ein Training in Konversation, aber weitgehend schriftlich übersetzen oder Summeries schreiben führte nur zu der anlässlich der Klassenfahrt zum „Sonnenberg“ erörterten Sprachlosigkeit.

Geschichte / Sozialkunde:

Unsere Deutschlehrerin Fr. Sch. lehrte auch Geschichte, mit denselben Methoden, derselben Stimme und demselben Temperament wie Deutsch. Also nichts Neues.

Ein deutlich interessanteres Zwischenspiel gab Geschichtslehrer O., eher klein gewachsen, aber von drahtiger Statur, mittleren Alters und schon deutlich hoher Stirn. In seiner legeren Kleidung (Jesuslatschen, Shorts knielang, offenes, kurzärmeliges Hemd) fiel er deutlich aus dem Rahmen des bestehenden Kleidungskodex bei den Lehrern. Er hing, und wenn man dem Internet trauen kann, hängt er noch heute als 88 Jähriger den Wirtschaftsideen Silvio Gesells an. Über seine außerschulische Karriere gibt das Stichwort Georg



Otto Auskunft. Als Lehrer setzte er, dem man auch einen leicht thüringischen Zungenschlag anmerkte, den Schwerpunkt bei wirtschaftlichen Themen. Ob es um das Mittelalter ging (Brakteaten als Währung, die die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes erhöhten, weil sie regelmäßig mit einem Abschlag ausgetauscht wurden) oder um moderne Versuche der Geldwertstabilität **und Krisenbewältigung** (Das Experiment von Wörgl), immer plädierte O. für eine Wirtschaftsform, in der keine großen Privatvermögen angehäuft werden konnten, **die mangels profitabler Anlagemöglichkeiten zu Wirtschaftskrisen führten**. Seine Hingabe an das Thema führte sogar dazu, dass er einige Mitschüler – ich glaube, es waren Fieti, Gerd, Pluto und ich – zu einer Parteiveranstaltung der FSU (Freie Soziale Union) einlud, die wir auch besuchten, ohne jedoch die evtl. von ihm intendierte Bindung an den Verein zu erreichen. Gerüchten nach soll er aber wegen Parteiwerbung kurz nach unserem Abitur aus dem Berliner Schuldienst entlassen worden sein. **Wolle war von wirtschaftspolitischen Fragen infiziert und studierte schließlich Volkswirtschaftslehre.**

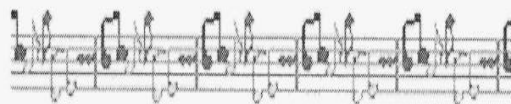
Erdkunde:

Auch in diesem Fach waren wir mit zwei Lehrerinnen gesegnet, die ihre Besonderheiten hatten. Bei Fr. K., die immer ziemlich aufgedonnert in die Schule kam und gelegentlich ihr meerschweinchengroßes Hündchen, in einer Tasche verborgen, mit in den Unterricht nahm, waren die Plätze in der ersten Reihe nur zu ertragen, wenn man einen Regenschirm dabei hatte. Die außerordentlich feuchte Aussprache hinterließ auf unseren Notizblöcken mitunter hässliche Wasserflecken. In fachlicher Hinsicht, waren die Journale „Stern“ und „Readers Digest“, eine unter amerikanischem Einfluss stehende Volksbildungsbroschüre, ihre „Themenbringer“. **Ihre ständige Betonung: „nich wahr, nich“! brachte es auf Strichlisten bis zu 150 Wiederholungen.** Im Übrigen tat sie mit ihrer Zensurengebung niemandem wirklich weh, denn „sehr gut“ und „mangelhaft“ bzw. „ungenügend“ fehlten in ihrer Liste.

Mit der zweiten Lehrerin, Fr. F., erlaubten wir uns „Späße“, die eigentlich nicht zum Lachen waren und, wenn sie entdeckt worden wären, zu erheblichen Sanktionen von Seiten der Schulleitung geführt hätten. Fr. F. war gehbehindert und wir waren eine Zeit lang im 3. Stock des Seitenflügels der Schule untergebracht, sodass ihr Weg aus dem Hauptgebäude, wo sich das Lehrerzimmer befand, über den Schulhof führte. Naturgemäß dauerte es länger und bei Fr. F. noch länger, bis sie uns erreichte. Fünf oder zehn Minuten einer Stunde waren schon vergangen, dann erschien sie, abgehetzt, schnaufend. Eine der beiden Erdkundestunden musste auch irgendwie am Ende des Schultages gelegen haben, denn es kam an heißen Tagen vor, dass, wenn sich die Lehrerin in einem der beiden Treppenhäuser des Seitenflügels näherte, im anderen Treppenhaus lautlos der Abstieg einer Klasse begann. Ich gebe zu, das war unfair und gemein. Oft haben wir das nicht gemacht. Meines Wissens hat aber die Lehrerin auch nie richtig nachgeforscht, warum die Klasse nicht da war. Dass mit wechselnder Besetzung öfter nur 80 – 90 Prozent der Klasse anwesend war, schien ihr nicht aufzufallen und sie schaute auch nicht im Klassenbuch nach, wer als fehlend eingetragen war. Zu Unterrichtstil und Benotung kann ich keine Aussagen treffen, da mir jede Erinnerung daran abgeht.

Werfen wir auch einen Blick auf das Personal in den musischen Fächern:

A) Musik: Die dominierenden Pädagogen dieses Fachbereiches waren Fr. F. und Herr L. Sie, eine recht barocke Person, leitete auch den Schulchor, was für die Klassen, in denen sie unterrichtete, bedeutete, dass sie ständig auf der Lauer lag, Mitglieder für den Chor zu rekrutieren. Für mich gab es da keine Gefahr. Meine musikalische Selbstwahrnehmung differierte von der objektiv wahrnehmbaren Tonäußerung extrem und unterlag auch irgendwie Interferenzen, sodass ein „a“ eine Schwingungsamplitude hatte, wie eine langwellige Sinuskurve, die man in einem Oszillographen sichtbar machen konnte. Herr L. dagegen, scheint mir, wollte es wohl nicht so recht glauben, dass ein Mensch nicht richtig singen kann. Deshalb kam es vor, dass er im Sommer, wenn die Sonne das Dachgeschoss, in dem einer der Musikräume lag, richtig aufgeheizt hatte, jemanden ans Klavier – ich glaube, es war sogar ein Flügel – bat, einen Ton anschlug und erwartete, dass man diesen Ton mit der Stimme nachformen konnte. Geling das nicht gleich, so hämmerte er auf dem Flügel immer denselben Ton, damit man endlich höre, dass man um einen halben Ton daneben lag. Obwohl wir schon in der 11. Klasse waren, hielt er uns zur Stimmbildung und zum Gesang an. Eine solche Stunde begann mit einem „Einsingen“, z.B. mit diesem Text:



*Lachend, lachend, lachend kommt der Sommer über das Feld,
über das Feld kommt er lachend, ha, ha, ha! Lachend übers Feld.*

Das wurde solange wiederholt, bis nicht nur Rhythmus und Melodie von uns im Chor richtig wiedergeben wurden, sondern auch die Textaussage als Gefühlsäußerung deutlich wurde. Insbesondere musste der Lacher „hahaha“ zackig-knackig vorgetragen werden, was durch schnelle Bewegungen des Zwerchfells zu erzeugen war. Man sieht, wir standen alle vor einer großen Karriere als Opernsänger: Baß, Bariton waren wohl die verbreitetsten Stimmlagen. Alt war vertreten durch Irene und vielleicht Mezzosopran durch Angelika. Tenor konnte und wollte wohl auch keiner von uns Jungs.

Für die, **wo** stimmlich indisponiert waren, bot Lehrer L. jede Menge Sinfonien zur Analyse an, vornehmlich Mozart und Beethoven. Bach, Johann Sebastian, gab das „Wohltemperierte Klavier“. Nicht zuletzt erfuhren wir etwas über das Deutsche Kunstlied:

**„In einem Bächlein helle
Da schoss in froher Eil,
Die launische Forelle
Vorüber, wie ein Pfeil...“**

Franz Schubert ist der Komponist und Christian Friedrich Daniel Schubart verfasste das etwas traurigen Gedicht „Die Forelle“, in dem er bedauert, dass ein Angler das Tier fängt. Vielleicht war Schubart ein früher Grüner oder Anhänger der PETA. Sei's drum, man erkennt meine rezeptive Liebe zur Musik und mein aktives Verhältnis zur Literatur. **Mir ist besonders das Nachsingen**

der Motive aus Sinfonien per Eselsbrücke – Frieda, wo kommst du her, wo gehst du hin, wann kommst du wieder – und das Singen einer Arie zu jeder behandelten Oper von Monteverdi bis Wagner in bleibender Erinnerung.

B) Bildende Kunst: In diesem Fach begegneten uns zwei Lehrerpersönlichkeiten, die vermutlich sehr unterschiedliche Auffassungen von dem hatten, was „Kunst“ überhaupt sei.

Beginnen möchte ich mit Fr. P.: Dunkler Typ, mit vermutlich schwarz gefärbten Haaren, brünetter Hautton, etwas ungewöhnlich aber doch passend gekleidet. Ihr begegneten wir in der Mittelstufe, wo das „Malen“ noch wesentlicher Bestandteil des „Kunstunterrichts“ ist. Man erfuhr zwar was über Komplementärfarben, kalte und warme Farben, aber im Mittelpunkt der Schülerleistung stand das „bildnerische Kunstwerk“. Lehrerin P. konnte es nicht ausstehen, wenn auf dem zu bearbeitenden Papier noch weiße Flecken waren. Alles müsse mit Farbe bedeckt sein. Diese Auffassung widerstrebte einigen von uns, die auch mehr vom „Zeichenunterricht“ sprachen als von Bildender Kunst. Ihre Kunstauffassung ging mehr von vom Strich, von der Kontur aus als von der Farbe: Ein Dilemma, das regelmäßig zu Kontroversen mit der P. führte. Nur widerwillig füllte man die gerügten „weißen Flecken“ mit Farbe aus, ohne Lust und innere Beteiligung, was zur Folge hatte, dass der „Farbklang“ am Ende doch irgendwie gestört war: Baumkronen grün (im Stil der Impressionisten oder gar Pointillisten), Baumstämme braun bis schwarz und rissig, Häuser backsteinrot, Himmel blau, Sonne gelb. Aber die Wolken, oft waren es die Wolken, die weiß sein sollten, aber weiße Flecken waren nicht erlaubt: also schwarze Wolken, pink Wolken, schweinchenrosa Wolken, Wolken in Farben, die noch nicht im Bild vertreten waren. Angenehm an den Kunststunden war die Tatsache, dass man auch mal mit dem Nachbarn kommunizieren (eigentlich „sprechen“) durfte, was aber zum „Schwatzen“ ausgenutzt wurde, das wiederum nicht geahndet wurde, solange der allgemeine Geräuschpegel nicht eine kritische Lautstärke überstieg. In allen anderen Fächern (abgesehen von „Sport“) war die Kontaktaufnahme zum Nachbarn streng untersagt. Partner- oder Gruppenarbeit waren die Ausnahmen. Selbstverständlich wurden unsere „Werke“ benotet. Allerdings hatte das Fach eine soziale Komponente zu beachten. Nur solche Schüler(innen) die schlampiger- oder mutwilligerweise nicht die geforderte Anzahl an künstlerischen Werken am Ende eines Halbjahres abgegeben hatten, mussten mit der Sanktion „mangelhaft“ oder gar „ungenügend“ als Zeugnisnote rechnen. Die anderen erhielten mindestens eine „Vier“, was so viel bedeutete wie, der Schüler oder die Schülerin habe sich „bemüht, den künstlerischen Ansprüchen“ von Fr. P. gerecht zu werden. Die spätere Lebenserfahrung hat uns dann aber gelehrt, dass eine solche Formulierung im Arbeitszeugnis im Klartext heißt: **ER / SIE KANN NICHTS!**

Ganz anders war der Assessor des Lehramtes, Herr Sch. Sein inneres Verhältnis zum Unterricht und zu den Zielen der Schulbildung war geprägt von einem fast grenzenlosen Enthusiasmus für die freie Entwicklung der Kreativität. So geschah es einmal, dass er im Unterrichtsraum, der im Keller lag und auch diese Atmosphäre hatte, einen Dreibeinschemel mit Verve auf einen Tisch stellte und verkündete: **„Das ist Kunst...“** Erschrocken und verblüfft schauten wir ihn an und, obwohl wir schon in der Oberstufe saßen und uns der „Reifeprüfung“ näherten, waren wir ziemlich hilflos. Sch. ließ sich aber nicht beirren und erklärte uns, dass neben der Funktionalität des Schemels ihm auch eine ästhetische Komponente inne wohne. Unter anderem fiel das Wort vom „Goldenen Schnitt“,

dem Geheimnis aller Proportionalität. Ich bin nicht sicher, ob Sch. es wirklich schaffte, uns, die wir, wenn überhaupt, von Hause aus eine konservative Auffassung von Kunst mitbekommen haben, für moderne Kunst zu interessieren, geschweige denn zu begeistern. In dieser Hinsicht war er uns immer ein bisschen unheimlich. Aber wegen seiner Liberalität in allen Dingen kamen wir mit ihm trotzdem gut aus. **Seine Behandlung von Impressionismus und Expressionismus führte zu wilden Farbspielen, denen er mit wenigen Ergänzungen zu besonderem künstlerischen Ausdruck verhelfen konnte, alles war irgendwie gut!**



Der heute 77jährige Sch. blieb nicht lange im Schuldienst und etablierte sich als freischaffender Bildhauer. Wer den „Wasserklops“ am Europacenter oder die „Hand mit Uhr“ vor dem Menzel-Gymnasium betrachtet, kann sich als Schüler(in) von Joachim Sch. fühlen, wie die Mitarbeiter Rembrandts, die vermutlich den „Mann mit dem Goldhelm“ gemalt haben, während der Meister nur zuschaute oder Tipps gab. Im Übrigen sind „Hände“, die einen Kopf stützen, ein Markenzeichen von Sch's „Frühwerk“ Anfang bis Mitte der sechziger Jahre. Verschiedene Varianten standen im Kellerkunstraum herum. Bedauerlicherweise finde ich Trotz intensiver Suche im Internet keine Beispiele.

Im Rückblick erscheint der Bildungsertrag der musischen Fächer, die immer nur je zwei Wochenstunden zur Verfügung hatten, dennoch ganz passabel. Grundlagen zum Verständnis von Musik und Bildender Kunst konnten je nach Interesse genutzt und ausgebaut werden. Dennoch ist aus unserer Klasse niemand künstlerisch tätig geworden, wenn man mal von der Skiffle-Band absieht. Aber darauf komme ich noch zurück.

C) Leibesübungen (inoffiziell Sport genannt)



Sie gehörten zu den sensibelsten Fächern in der Schule und waren doch kein echtes musikalisches Fach, denn Erfolg oder Versagen wurden in Sekunden, Minute oder Zentimetern bzw. Metern objektiv gemessen. Auch die einer Leistung folgende physische Erschlaffung spiegelte sich im Habitus jedes Einzelnen mit aller Deutlichkeit wider. Der

1000-Meter-Lauf (die Mädchen - übrigens mit Rücksicht auf die möglichen Folgen für ihre Gebärfähigkeit - nur 800 m), eine von den meisten gefürchtete Disziplin, mag hier als Beispiel gelten: Schon während des Laufs, bei einigen schon nach 300 Metern, begannen die Schmerzen im Oberschenkel, die Atmung glich dem gewaltigen Schnaufen von schnell fahrenden Dampfloks, die Augen traten bei etwa 800 Metern aus ihren Höhlen, in den Ohren erreichte das Rauschen des Blutes die Lautstärke der Niagarafälle. Dann war man durchs Ziel. Es dauerte Minuten bis die Atmung sich normalisiert hatte, bleich und mit völlig weichen Knien stand man vornüber gebeugt, die Hände auf die Knie gestützt und wartete darauf, dass sich die Sinne allmählich wieder einstellten: klares Sehen, rauschfreies Hören, Herzfrequenz 72, Atemzüge 25 - 30 in der Minute.

Vielleicht sollte an dieser Stelle eines Ortes gedacht werden, der auf dem Hinbeziehungsweise Rückweg zwischen Schule und Sportplatz am Maybachufer lag: das **Wechselstübchen**. Es konnte vorkommen, dass, wenn die Doppelstunde Sport umgeben war von anderem Unterricht, vor allem auf dem Rückweg vom Sportplatz, eine durststillende Pause im „Wechselstübchen“ eingelegt wurde, mit der Folge des Zuspätkommens im folgenden Unterricht. Der Dialog, der sich dann zwischen den verspätet Ankommenden und dem unterrichtenden Lehrer entspann, ging etwa wie folgt: **„Wo kommen Sie denn jetzt her?“ - „Vom Sportplatz.“ - „Ja das weiß ich. Aber warum sind Sie verspätet?“ - „Wir wurden zu spät entlassen. Und außerdem hatten wir noch einen 1000-Meter-Lauf am Ende der Sportstunde.“ - „Ja, dann setzen Sie sich mal still hin und stören den Unterricht nicht weiter.“**



XII vor dem Strandbad Wannsee

Beim Gerättürnen konnte die Bilanz auch schrecklich sein: Blutergüsse im Bauchbereich (Übung: Felgaufschwung vorlings rückwärts bzw. Felgumschwung), Rückenprellung (Übung: Handstandüberschlag am Boden), Rippenprellung (Kasten oder Pferd lang; den Absprung vergessen und gegen das Gerät gelaufen), schließlich am Stützbarren Quetschungen der Innenseite der Oberschenkel (Übung: Rolle vorwärts aus dem Grätschsitz in den Grätschsitz).

Ursache all dieser Malaisen war in der Regel die fehlende Körperspannung: **Du turnst wie ein Mehlsack. Turnen konnte nur Wolle – und der war im Turnverein (BT).**

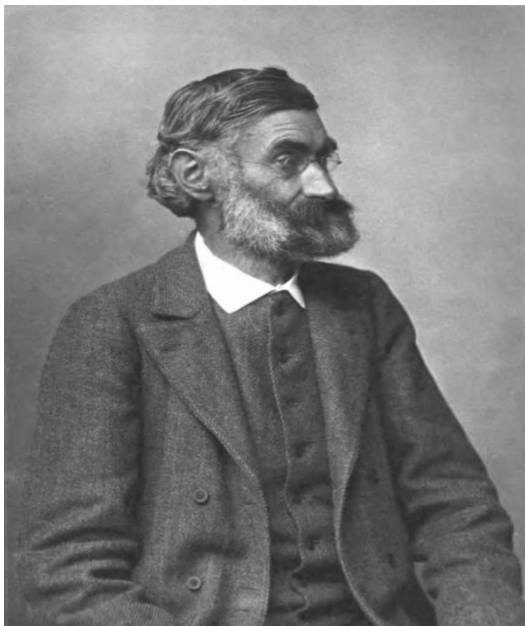
Überwiegend Zufriedenheit und z.T. Glücksgefühle bei der großen Mehrheit der Jungen konnten unsere „Turnlehrer“ erzeugen, wenn sie uns spielen ließen. Zwar gab es innerhalb der Jungengruppe verschiedene Spielpräferenzen, aber insgesamt fanden wir Spiele gut.

Arno, Henne, Micha, Wolle, Sette, Pluto und noch einige andere favorisierten Fußball, meine Wenigkeit spielte gern Basketball, Gandhi wohl auch. Die übrigen waren solche Multitalente, dass sie in allen Spielen das von den Spezialisten geduldete Mittelmaß an Spielfähigkeit abgaben.

Unsere „Turnlehrer“, drei an der Zahl in den Jahren, gehörten allesamt Gott sei Dank nicht der Militaristenfraktion an, ein unter Sportlehrern unserer Zeit noch verbreitetes Modell. Es waren die Herren O. (schon unter Geschichte erwähnt), Z. (sehr jung und sehr dynamisch; Fußballspezi) und S. (der Klassenlehrer in XII und XIII). Übrigens wer und wie die „Turnlehrerinnen“ unserer beiden Mädchen waren, weiß ich nicht. Die Geschlechtertrennung im Fach Sport wurde konsequent bis ins Abitur aufrechterhalten.

Ein Kuriosum war die Fachprüfung in Sport. Da unsere Versetzungstermine und damit natürlich auch der Abiturprüfungstermin immer um die Osterzeit lagen, standen in der Prüfung Hallendisziplinen an: Turnen, Gymnastik und ein selbst gewähltes Spiel. Pikanterweise saß vollständig versammelt das uns unterrichtende Lehrerkollegium am Rand der Halle auf den Turnbänken: Der geballte **Sachunverstand** schaute uns also zu, wenn wir am Barren, Reck, Boden oder Pferd turnten. Ich weiß nicht, ob die Lehrer dann für manchen von uns Mitleid empfanden oder spöttische Bemerkungen austauschten oder gar hämisch lachten. Vielleicht aber schauten sie auch gar nicht so richtig hin und unterhielten sich über dies und das, was in so einem Pädagogenleben vorkommt. Jedenfalls war das ein Vorgeschmack auf die mündliche Prüfung in irgendeinem Fach, wo sie dann hufeisenförmig um den Prüfling herum saßen.

Chemie und Physik



Dass diese Fächer hier ziemlich spät in den Fokus rücken, möge mir **unser Namenspatron Ernst Abbe (1840 - 1905) – seines Zeichens Physiker, Statistiker, Optiker und Unternehmer** - verzeihen, hat aber seinen Grund darin, dass man mit Beginn der Klasse XIII einen sprachlichen oder einen math.-nat. Schwerpunkt setzen konnte. Ich entschied mich gegen Biologie und Chemie, musste aber Physik weiter betreiben. Der Physiklehrer L. galt als harter Hund, als Zyniker. Wenn ich meine Physiknote im Abitur betrachte, bin ich eigentlich zufrieden und über die menschlichen bzw. unmenschlichen Eigenschaften von L. fehlen mir jegliche Vorstellungen. Wahrscheinlich

habe ich erfolgreich verdrängt oder mich damals angepasst und geduckt, sodass er vielleicht gar nicht wusste, wer ich war und was ich konnte, bzw. nicht konnte.

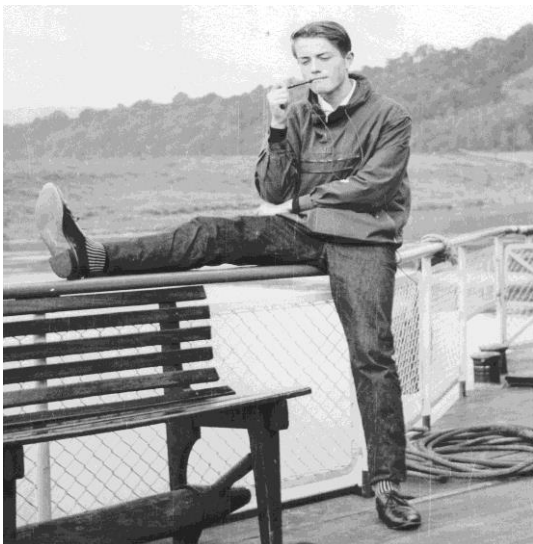
Viel lebhafter dagegen ist mir der Physiker K., der uns in der Mittelstufe unterrichten sollte oder wollte, im Gedächtnis geblieben. Seine Stunden waren häufig der Chaostheorie verbunden.

K., dunkles, etwas strubbeliges Haar, mittleres Alter, Brille, der im weißen Kittel auftrat, war von einem intensiven Bewegungsdrang erfüllt, sodass er im Physikhörsaal ständig auf- und abging. Er redete schnell und, wie ich meine, ziemlich unverständlich, konnte die Tafel in Windeseile mit Zahlen, Kürzel und Formeln füllen, deren Beziehungen zueinander von nur wenigen Auserwählten durchschaut wurden. Höhepunkte seines Unterrichts, waren Experimente, die die Verdunklung des Raumes erforderten. Er hatte auf dem Experimentiertisch z.B. zwei Metallstäbe aufgebaut. In den einen jagte er dann Strom (korrekt muss es wohl heißen: legte er Spannung an), bis es zur Entladung mit Blitzeffekt kam. Er führte das mit unterschiedlichen Spannungsstärken und Abständen der Metallstäbe durch. Während er gebannt auf sein Experiment blickte und zwischen den Apparaturen hin und her hüpfte, entspann sich auf den Rängen des Hörsaals ein Kampf mit Papierkugeln oder dem Tafelschwamm, auch ging der Federtaschenklauf um. Wurden die Verdunklungsrollen wieder hochgezogen, saßen wir erschöpft auf unseren Sitzen, während er, auch erschöpft, unten stand und empört war über die Unruhe während des Experimentes.

Zu seinen Hobbies zählte offenbar die Optik. Konvexe und konkave Linsen sowie die Zerlegung des Lichts gereichten ihm zur Freude. Aber das Highlight kam, wenn er seine Urlaubsbilder zeigen konnte. Zugegeben, es waren unter photographischen Gesichtspunkten gute, vielleicht auch sehr gute Aufnahmen darunter. Wenn er dann so von Lichtverhältnissen, Belichtungsdauer und Brennweiten schwärmte, machte sich unter uns eine gewisse Müdigkeit breit, denn er hatte ja den Hörsaal verdunkeln lassen, denn seine Fotos waren nicht auf Glanzpapier gedruckt, sondern er zeigte uns Dias! Fatal war allerdings seine Vergesslichkeit hinsichtlich der Tatsache, ob er oder wie oft er uns schon die letzten Fotos gezeigt hatte. K.s

Frage: „**Habe ich euch schon meine Dias aus ... gezeigt?**“ wurde von uns vehement verneint, und das so überzeugend und mit den Mienen einer Unschuldslämmerherde, dass er sie sogleich hervorholte und zum wiederholten Male zeigte. Man kann sich denken, dass bei zwei Wochenstunden Physik die Zeit für den regulären Stoff knapp wurde und die schon beschriebene Hektik an der Tafel oder bei den Experimenten aufkam.

Physikalische Vorgänge wecken bei mir bis heute grenzenloses Staunen, verbunden mit einem Gefühl des Großartigen und der Verständnislosigkeit. Fast bin ich geneigt mir mit der Schöpfungsgeschichte die Entstehung der Welt, des Universums und des Wetters zu erklären: Am Anfang schuf Gott...!



So war er auch - Fieti

Eine Klasse Klasse!?

Schlägt man in diesen Tagen die Zeitung auf, findet man fast täglich Notizen oder längere Berichte über „**die Zustände in den Schulen**“. Hier wird einem Schüler das Nasenbein gebrochen, dort wird den Mädchen an den Haaren gezogen und anderswo boxt ein Sechstklässler seine Lehrerin zu Boden. Noch erschreckender sind die Meldungen über Amokläufe an Schulen, bei denen sich gedemütigt fühlende Schüler oder Exschüler Blutbäder unter Lehrern und Schülern anrichten. Gab's das zu unserer Schulzeit auch? Fest steht, dass 1974 erstmals – übrigens in New York – ein School Shooting stattfand. Bis heute sind mehr als 100 bekannt geworden. In Deutschland waren es seit 1999 acht. Und die „alltägliche Gewalt“ unter Schülern, ist die auch erst in den 70er Jahren entstanden? Wohl kaum! Schon immer gab es die Rangeleien unter Schülern, auch Mädchen waren nicht immer lammfromm. Dass heute anscheinend häufiger gekloppt wird, hat viele Ursachen, die hier nicht untersucht werden können und sollen. Klassen werden von der Schulleitung nach bestimmten organisatorischen Gesichtspunkten, z.B. Fremdsprachenfolge, Religionszugehörigkeit, Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Schülern u.a.m. zusammengesetzt, sind also immer Zwangsgemeinschaften.



Diese manipulative Möglichkeit hatte die Schule bei den römischen Klassen nicht. Es gab nur eine Klasse! Apropos römisch, alle Klassen hießen 7a, 7b usw. Als wir in die Ernst-Abbe-Schule eintraten, gab es in unserer Klassenstufe also 9a, 9b, 9c und IX. Warum war das so? Na klar, wir lernten als 2. Fs. Latein!

Also IX! Aber wer saß in dieser Klasse? Anzahl der Mitschüler(innen) bzw. ihre Namen sind z.T. in Vergessenheit geraten, wenn sie nicht bis zum Abitur durchgehalten haben. Zu viele andere Eindrücke haben sich dazwischen geschoben. Von der „Startelf“ (Ich meine, wir waren 26 am Anfang) sind einige gleich nach dem Probehalbjahr wieder verschwunden, andere sind nach der 10. Klasse abgegangen. Urte R., Ete L., Edgar N., Dorniden,



Dohmann, Krause fallen mir spontan ein. Der ein oder andere kam allerdings hinzu (Didi, Fieti, **Henne, Dedo.**)

Wie auch immer die Zusammensetzung der Klasse war, eines war für alle gleich: Wir wagten einen Neuanfang an einer Schule, die uns den Weg zum Abitur eröffnen sollte. Die allermeisten kamen von einer OTZ (Oberschule Technischer Zweig), ganz wenige von einer



OPZ (Oberschule Praktischer Zweig). Ich war einer, der vom praktischen Zweig kam, jener Oberschulform, die im dreigliedrigen Schulsystem diejenigen besuchte, die, wie man heute formuliert, bildungsfern waren. Der Sprung auf das Gymnasium war gewaltig! Gehörte man in seiner alten Schule zu den Besten, so wurde jetzt neu sortiert. Das Anspruchsniveau unserer Lehrer war, bei allen Unterschieden in ihren Persönlichkeiten, deutlich höher. Wir und unsere Eltern mussten damit fertig werden, dass es nicht nur immer Einsen und Zweien gab, sondern auch schockierende Noten. Ein Scheitern im Probehalbjahr würde bedeuten, dass man wieder zurück an die alte Schule musste, wo einem dann die Mitschüler alten begegnen und natürlich unangenehme Fragen stellen würden. Ein Scheitern wäre äußerst peinlich.



Aber zurück zur IX. Wir mussten zu einer Klassengemeinschaft zusammenwachsen. Einige kamen aus derselben Klasse oder zumindest aus derselben Schule und kannten sich schon. Die hatten es vermutlich etwas leichter. Aber auch für die anderen Jungen gab es etliche Möglichkeiten sich anzufreunden, denn die Klasse bestand aus lauter Jungen und zwei (anfänglich drei) Mädchen. Da hat man als Mädchen wenig Wahlmöglichkeiten für Freundschaften. Dennoch glaube ich, dass Angelika und Irene, sich

bis zum Abitur gut verstanden. Bei den Jungen bildeten sich doch Grüppchen, die dann auch ihre Freizeit öfter miteinander verbrachten. Gerd, Pluto und meine Wenigkeit hatten über die Schule hinaus engen Kontakt. Micha (Gitarre), Wolle (Waschbrett/Schlagzeug) **Henne (Banjo)** und Atze (**Gesang, Gitarre**) bildeten den Kern der Skiffelband, in der Didi auch die Gitarre spielte. Übrigens sangen nicht nur die Bandmitglieder die Texte von **Ice cream** über **House oft he raising sun** bis hin zu **We shall overcome** und vieler anderer Lieder, sondern alle Klassenmitglieder waren dabei, stimmlich nicht immer perfekt, aber mit Engagement. Diese Skiffelband war ein Kristallisationspunkt der Klasse, vielfach erprobt, auch auf den Klassenfahrten, bis in die Gegenwart der Klassentreffen.

Aufgrund der Besonderheit des Aufbauzuges lagen die Wohnorte der Schüler z.T. doch weit auseinander, sodass eine Kiezgemeinschaft, in die alle integriert waren, nicht zustande kommen konnte, denn unser Schultag endete nach der 6., selten nach der 7. Std.



Dann strebte jeder nach Hause. In Britz, Rudow, Buckow, Neukölln-Nord, Kreuzberg und anderswo lagen die Wohnorte. Trotzdem war in den Vormittagsstunden der Zusammenhalt der Klasse, vor allem gegen die Lehrerschaft, gegeben. Keine Petzereien, oft solidarisches Handeln oder doch wenigstens beredtes Schweigen oder vorgetäuschte Unkenntnis bei inkriminierenden Nachforschungen von Lehrern bestimmten das Klassenklima der „Römer“.

Und untereinander? Mir sind keine Fälle von Hänselei, Pression oder Handgreiflichkeiten erinnerlich. Auch wenn wir im Einzelnen in unseren Ansichten und Verhaltensweisen unterschiedlich waren, bestimmte Toleranz unser Verhältnis zueinander. Je mehr wir uns dem Abitur näherten, umso deutlicher wurden die Unterschiede im Freizeitverhalten.

Alles in allem waren wir eine durchschnittliche Klasse, das betraf sowohl unser Sozialverhalten als auch unsere schulischen Leistungen: keine 1,0 Reifezeugnisse, aber auch keine kriminellen Attacken auf Lehrer oder Mitschüler. In einer Hinsicht aber waren wir eine Ausnahmeklasse! Dieser Umstand stellte sich allerdings erst nach unserem Abitur heraus:

Denn in erst unregelmäßigen und mit zunehmendem Alter regelmäßigen **Klassentreffen**, zu denen jeweils ca. 80% der Mitschüler(innen) aus der XIII anreisen, haben wir den Kontakt untereinander erhalten. Ja, es ist sogar überwiegend gelungen, unsere Lebensgefährtinnen und -gefährten in die Klassentreffen zu integrieren.

Deshalb, so glaube ich, können wir uns als **klasse Klasse** bezeichnen.



und wir erinnern uns an Dietrich (Didi)

Zu guter Letzt ein ganz persönliches Nachwort

Kurz nach der bestandenen Reifeprüfung, wie damals 1966 das Abitur noch hieß, gab es `ne Menge zu feiern. Eine Feté jagte die andere und wir alle waren froh, die Schule hinter uns gebracht zu haben. Wir lachten nochmals herzlich ab über die vermeintlichen Schwächen unserer Lehrerinnen und Lehrer. Dann brachen wir auf in das, was man uns zuvor als das „wahre Leben“ angedroht hatte. Die Berufsziele waren breit gefächert: Pilot (bei der Bundeswehr), Chemiker, Maschinenbauingenieur, Arzt, Unternehmer, Apotheker, Psychologe, Stadtplaner, Kaufmann! Sicher habe ich noch den einen oder anderen Beruf vergessen. Aber eine ganze „Horde“ aus XIII strebte den Beruf des Lehrers, der Lehrerin an. Von 14 waren es 5, die wieder in die Schule wollten. – Gut ein Drittel des Jahrgangs - Was für eine Überraschung! Und welch ein Schritt auf der sozialen Leiter, für uns alle, **(aber typisch für Aufsteigerkinder)** die wir aus „kleinen Verhältnissen“ kommen: Angestellte, einfache Arbeiter, Facharbeiter, Beamte im mittleren Dienst waren unsere Eltern.

Ausbildung, Einstieg in das Berufsleben oder auch Gründung einer Familie beanspruchten uns viele Jahre, ehe sich der Wunsch Bahn brach, die „Klassenkameraden“ mal wiederzusehen. Ich kann mich nicht erinnern, ab wann mit einer gewissen Regelmäßigkeit Klassentreffen stattfanden. Wolle behauptet: **(ab 1986)**. Auf jeden Fall ist mir aufgefallen, dass wir, je länger die Schulzeit zurücklag, umso weniger die „alten Schulgeschichten“ wieder aufwärmten und wir mehr und mehr uns füreinander interessierten. **„Wie geht es dir?“ – „Was machen deine Kinder?“ – „Wie geht es deiner Frau?“** sind Fragen, die in den Mittelpunkt gerückt sind. Aber auch **„Was hast du / habt ihr im letzten Jahr erlebt?“** Neben Erfreulichem hört man öfter auch mal Bemerkungen über die Gesundheit. Den einen zwickt es hier, den anderen dort: Mal sind es die Knie, mal ist es die Hüfte, auch Luftnot wird erwähnt. Wir kommen also ins „knackige Alter“ – irgendwo knackt immer was! In den Jahren hat sich ein familiärer Ton entwickelt, der dazu beiträgt, dass aus Mitschüler (-n) /(-innen) gute Bekannte geworden sind. Ich empfinde das als sehr wohltuend und möchte das nicht missen. Im Übrigen hat uns der Tod Didis sehr erschreckt, weil er ein Indiz dafür ist, dass unsere gemeinsame Zeit nicht ewig dauert. Deshalb sollte es uns im Jahr 2016 gelingen, noch einmal alle (und ich meine wirklich alle), zusammenzutrommeln.

Liebe Leser, heute bedauere ich es, nicht Tagebuch geführt zu haben, um wichtige und unwichtige Ereignisse aus unserer Schulzeit authentisch zu konservieren. Aber meine Lebenseinstellung lautete damals und hat auch noch heute Bestand:

**Kaum warst du Kind, schon bist du alt.
Du stirbst – und man vergisst dich bald.
Da hilft kein Beten und kein Lästern:
Was heute ist, ist morgen gestern.**

(Heinz Erhardt)

Im Anhang findet ihr eine Liste mit den Klarnamen unserer Lehrer, so wie ich sie erinnere.

**An dieser Stelle möchte ich Wolle für seine hilfreichen Beiträge danken.
Seine Erinnerungen sind rot markiert.**

Klaus

**Lehrerliste: Klasse IX - XIII
ab Schuljahr 1961/62 bis 1965/66**

Fächer	Lehrer	
	Mittelstufe	Oberstufe
Deutsch	Frau Schumann	Herr Schneider
Geschichte und Gemeinschaftskunde	Frau Schumann ?	Herr G. Otto? Frau Haberer
Erdkunde	Frau Krüger	Frau Freier
1. Fremdsprache Englisch	Frau Zimmermann	Frau Dr. Woelke
2. Fremdsprache Latein	Frau Buggisch Stolte	Herr Schüle
Mathematik	Herr Hansen	Herr Thiede
Physik	Herr Kriesel	???
Chemie	Frau Rieke ? Biologie ?	Herr Lorenz
Biologie	Herr Reinhardt	???
Musik	Frau Feldbach?	Herr Löchel
Bildende Kunst	Frau Potratz	Herr Schmettau
Sport	Herr G. Otto ?	Herr Schneider Herr Zedler